

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 180 (2012)
Heft: 11

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Kirchen- Zeitung

KEINE ENTWICKLUNG OHNE GLEICHBERECHTIGUNG

Der Slogan der diesjährigen Kampagne von Fastenopfer und Brot für alle «Mehr Gleichberechtigung heisst weniger Hunger» stellt eine Behauptung in den Raum. Ist sie gerechtfertigt? Wie sieht das in der Realität im Süden aus?

Von der Einführung des technischen Fortschritts ...

In den sechziger Jahren war Entwicklungszusammenarbeit in erster Linie Männersache: Es ging darum, die eben unabhängig gewordenen ehemaligen Kolonien am technischen Fortschritt zu beteiligen. Die offizielle Entwicklungszusammenarbeit finanzierte viele Bauten: Strassen, Wasserversorgungen, Gesundheitszentren und Handwerkerschulen. Daneben wurden verbesserte landwirtschaftliche

An der Hinatuan Bay auf Mindanao in den Philippinen setzen sich Frauen und Männer gemeinsam für den Küstenschutz ein, damit ihre Lebensgrundlagen erhalten bleiben. Hier forsten sie die Mangroven vor der Küste wieder auf.

Foto: Fastenopfer/Bob Timonera



Anbaumethoden verbreitet. Eine frühere DEZA-Mitarbeiterin erzählt, wie sie einmal einen Kurs zur Verbesserung des Saatguts leitete. Die Teilnehmer hatten grosse Mühe, die guten Saatkörner zu erkennen. Am Rand sassen ihre Frauen, welche nicht zum Kurs eingeladen worden waren. Spielend gelang es ihnen, die guten Saatkörner von den schlechten zu trennen. Im Gespräch stellte sich dann heraus, dass in dieser Region seit jeher die Frauen für Feldarbeit und damit auch für die Auslese des Saatguts zuständig waren. Wenn aber Fremde – wie die Entwicklungshelfer aus Europa – kamen, wurden sie ausschliesslich von den Männern empfangen. Die europäischen Fachleute gingen automatisch davon aus, dass – wie zum Beispiel bei den Schweizer Bauernfamilien – auch die Männer für Aussaat und Ernte verantwortlich waren.

Die Erkenntnis, dass Frauen unbedingt in die Entwicklungsarbeit einbezogen werden müssen, fiel zusammen mit der amerikanischen und europäischen Befreiungsbewegung der Frauen. Dies bewirkte ab Ende der siebziger Jahre einen Paradigmenwechsel in der Entwicklungszusammenarbeit. Das soziale Anliegen, die Frauen zu fördern, wurde zu einem wichtigen Arbeitsfeld. Gebildete Frauen aus Afrika und Asien standen dieser Entwicklung von Anfang an kritisch gegenüber. Immer wieder betonten sie, dass man die Analysen und Forderungen der europäischen Frauen nicht einfach auf die Situation in ihren Ländern übertragen könne. Dennoch wurde «Gender» zu einem sogenannten Transversalthema der offiziellen Entwicklungs-

177
FASTENOPFER

179
LESEJAHR

184
THEOL. BUCH

185
KIPA-WOCHE

189
CHINA

192
AMTLICHER
TEIL

FASTENOPFER

**Stimmen Sie ab:
A Voice in Rio**

Während der UNO-Konferenz RIO+20 im Juni 2012 werden die Staatschefs und Fachleute über die künftige Entwicklung der Welt diskutieren. Fastenopfer und Brot für alle sind überzeugt, dass wirkliche Veränderung von unten kommen muss. Deshalb stellen sie während der Kampagne sechs beispielhafte Projekte vor – darunter das oben erwähnte Cerd in Hinatuan in den Philippinen, repräsentiert von der Fischhändlerin Fidelina Bagusan.

Auf Facebook und der Website – aber auch mit der Fastenagenda und dem Tischset der Suppentage – können Sie abstimmen, welches Projekt im Juni in Rio seine Stimme erheben und seine erfolgreiche Arbeit vorstellen soll. Cerd ist eines der zur Auswahl stehenden Projekte:
www.facebook.com/voicinrio
www.rechtaufnahme.ch
 Mit einer Spende können Sie die Frauen und Männer der Hinatuan Bay unterstützen: Fastenopfer PK 60-19191-7, Vermerk: Cerd.

sammenarbeit: Jedes Projekt musste vor der Bewilligung belegen, dass es die Anliegen der Frauen berücksichtigt. Viele Projekte widmeten sich ausschliesslich den Frauen, es gab für sie zahlreiche Ausbildungs-, Einkommensförderungs- und Gesundheitsprojekte.

... zu einem ganzheitlichen Ansatz

Bei der Evaluation der Projekte schälte sich aber allmählich heraus, dass es nicht sinnvoll ist, das eine oder andere Geschlecht zu bevorzugen, wenn man eine wirkliche Veränderung bewirken will. Ein Beispiel dafür war ein Mädchenprojekt von Fastenopfer in Kenia. Lehrerinnen förderten den Schulunterricht von Mädchen und stärkten ihr Selbstbewusstsein. Denn man hatte erkannt, dass Mädchen mit guter Schulbildung weniger früh heirateten und Kinder bekamen. Das wirkte sich positiv auf die ganzen Familien aus. Doch das Projekt zeigte wenig Wirkung. Die Auswertung zeigte dann, dass die Männer unbedingt einbezogen werden mussten: Die Dorfältesten mussten vom Sinn der Schulbildung überzeugt werden, die Väter mussten den Schulbesuch erlauben, auch die gleichaltrigen Jungen brauchten eine gute Ausbildung. Inzwischen wurde das Projekt entsprechend angepasst und zeigt deutlich mehr positive Auswirkungen auf die Situation der Mädchen.

Gleichberechtigung heisst das Zauberwort: Männer und Frauen werden gleichermaßen in die Arbeit einbezogen, doch ihre unterschiedlichen Bedürfnisse werden analysiert und beachtet, damit das Projekt beiden Geschlechtern gerecht wird. Dann gibt es weniger Widerstand und Konflikte, und die Arbeit zeigt deutlich bessere Resultate. Dies wird nicht nur in der Entwicklungszusammenarbeit genutzt, sondern auch in fortschrittlichen europäischen Unternehmen. Diese haben erkannt, dass «Diversität» – die unterschiedlichen Fähigkeiten ihrer Mitarbeitenden – genutzt werden können, um erfolgreicher zu arbeiten.

Klimawandel aus Männer- und Frauensicht

Ein Beispiel aus dem Alltag der Hilfswerke: Vor zwei Jahren führte Fastenopfer in Zusammenarbeit mit Brot für alle einen Klimaworkshop in der Hinatuan Bay auf den Philippinen durch. Die Mitglieder der Organisation Cerd erhielten Informationen zur Klimaerwärmung und wie sie sich gegen die Folgen rechtzeitig schützen können. Im Vorfeld des Workshops interviewte die Fachfrau Marion Künzler die Frauen und Männer in getrennten Gruppen. Die Frage war, welche Auswirkungen sie bereits spürten und was ihre Befürchtungen für die Zukunft waren. Dabei gab es deutliche Unterschiede: Die Männer benannten die Auswirkungen auf ihre Ar-

beit – den Fischfang – und die Gesundheit. Zum Beispiel hatten sie mehr Sonnenbrand als früher. Sie befürchteten den Verlust von Material und Booten durch die häufiger auftretenden Taifune. Die Frauen hingegen sprachen über die Veränderungen in der Landwirtschaft und beim Muschelsammeln, wofür in erster Linie sie zuständig sind. Und sie befürchteten soziale Veränderungen – unter anderem, dass mehr junge Männer auf Arbeitssuche wegziehen könnten. Bringt man die Resultate der beiden Gruppen zusammen, erhält man ein vollständiges Bild der bereits bestehenden und künftigen Veränderungen durch den Klimawandel vor Ort. Hätten Frauen und Männer von Anfang an gemeinsam über den Klimawandel diskutiert, hätten sie die verschiedenen Auswirkungen und Befürchtungen vielleicht nicht so klar geäußert. Entsprechend ganzheitlich können danach die Massnahmen gegen die Folgen der Klimaveränderung geplant werden.

Das Wissen aus dem Klimaworkshop hat – neben anderen Massnahmen zur Reduktion der Schäden von Naturkatastrophen, welche Cerd an der Hinatuan Bay eingeführt hat – dazu beigetragen, dass die Bevölkerung im Dezember 2011 reagierte, als der Taifun Washi angekündigt wurde. Sie zogen sich in höher gelegene und geschützte Räume zurück. Zwar richtete der Sturm grosse Schäden an Häusern, Booten und den vor der Küste liegenden Seegrassfarmen an. Doch niemand ist gestorben. Dagegen nahm die Bevölkerung in den grossen Städten Illigan und Cagayan de Oro die Sturmwarnungen nicht ernst – schliesslich hatte es seit 30 Jahren keine Taifune auf der Insel Mindanao gegeben. Deshalb kamen rund 1200 Menschen in den Fluten um.

Einbezug der Frauen als Erfolgsfaktor

Zusammenfassend kann man sagen, dass der Einbezug beider Geschlechter für den Erfolg von Projekten zentral ist. Wo die Frauen an allen Entscheidungen beteiligt sind, wo sie Schulen besuchen können und informiert sind und wo sie eigenes Land besitzen, gibt es weniger Hunger. Dies wird durch eine neue Studie der Welternährungsorganisation belegt.¹ Die meisten Frauen arbeiten mit aller Kraft dafür, ihre Kinder gut zu ernähren und ihnen eine bessere Zukunft zu schaffen. Männer sind eher versucht, den Erlös der Ernte auch mal für Prestigeobjekte auszugeben. Und der provokative Satz «Mehr Gleichberechtigung heisst weniger Hunger» kann durchaus auch auf andere Machtverhältnisse als das zwischen Männern und Frauen angewendet werden. Denn überall dort, wo die Bedürfnisse der Betroffenen ernst genommen werden, wo sie angehört werden und mitreden können, verbessert sich die Situation rascher und dauerhafter.

Blanca Steinmann, Fastenopfer

¹ FAO 2011: The State of Food and Agriculture. 2010–2011. Women in Agriculture. Closing the Gender Gap for Development.

DER KÖNIG AUF DEM ESEL

Palmsonntag: Mk 11,1–11

Die Erzählung vom Einzug Jesu in Jerusalem wird in der Liturgie des Palmsonntags vor der Palmprozession gelesen. Auch im Markusevangelium ist sie der Auftakt der letzten Tage des Wirkens und des Leidens Jesu in Jerusalem. Von da an sind die erzählten Geschehnisse durch ein Tagesschema bis zum Ostermorgen miteinander verbunden (vgl. Mk 11,12.20; 14,1.12; 15,1; 16,1–2).

«... was in den Schriften geschrieben steht» Feierliche Einzüge (manchmal Parusie oder Epiphanie genannt) von Herrschern und andern wichtigen Persönlichkeiten in eine Stadt waren in der römischen Welt ein Mittel der Machtdemonstration und der politischen Propaganda. Sie folgten einem mehr oder weniger festen Ritual. Hoch zu Ross, umgeben von seinen Offizieren, Magistraten und Soldaten traf der Erwartete vor dem Stadttor ein. Dort wurde er von den Behörden und von Vertretern der Oberschicht feierlich empfangen und unter dem Jubel der Bevölkerung in die Stadt geleitet. Begrüßungsreden, hymnische Akklamationen und Jubelrufe gehörten zu diesem Ritual ebenso wie das Ausbreiten von Kleidern und Zweigen vor den Füßen des Geehrten. Es ist durchaus wahrscheinlich, dass kurz vor dem Eintreffen Jesu die Jerusalemer erlebt hatten, wie der höchste Vertreter Roms im Lande, der Präfekt Pontius Pilatus, auf solch feierliche Weise empfangen worden war, als er zum Pascha-Fest nach Jerusalem kam¹.

Auf diesem Hintergrund gestaltet Mk den Einzug Jesu in Jerusalem in bewusster Anspielung auf die messianische Verheissung in Sach 9,9 (ohne sie ausdrücklich zu zitieren): «Juble laut, Tochter Zion! Jauchze, Tochter Jerusalem! Siehe, dein König kommt zu dir. Er ist gerecht und hilft; er ist demütig und reitet auf einem Esel, auf einem Fohlen, dem Jungen einer Eselin.» Die einzelnen Züge der Erzählungen wollen deutlich machen, dass Jesus als der vom Propheten verheissene Messias unter dem Jubel der Menschen, die ihn begleiten (Mk 11,9), in seine Stadt Jerusalem einzieht.

Dazu passt schon, dass in der sprachlich überladenen Ortsangabe (11,1) der «Ölberg» eigens erwähnt wird. Er spielt im Folgenden eine besondere Rolle als Ort der Endzeitrede (Mk 13) und der Gefangennahme Jesu (Mk 14,26). Im Zusammenhang mit seinem Einzug in Jerusalem ist aber besonders darauf hinzuweisen, welchen Platz der Ölberg in den Endzeiterwartungen Israels einnimmt. Sach 14 erzählt vom endzeitlichen Sieg Gottes über alle Völker: «Seine Füße werden an jenem Tag auf dem Ölberg stehen, der im Osten gegenüber Jerusalem liegt (...). Dann wird der Herr König sein über die ganze Erde» (Sach 14,4.9). Und nun ist es Jesus, der «im Namen des Herrn» (Mk 11,9) vom Ölberg her als König in Jerusalem einzieht.

Es erstaunt, dass die Geschichte um das Beschaffen des Esels für den Einzug so grossen

Raum einnimmt. Warum werden um diese Nebensache so viele Worte (mehr als die Hälfte des Textes!) gemacht? Es geht nicht nur darum, dass sich dabei das wunderbare Vorauswissen Jesu zeigt: Es geschieht alles genau so, wie Jesus es vorausgesagt hat. Vor allem aber hat das Reittier eine besondere Bedeutung. Im Segen des sterbenden Stammvaters Jakob über seinen Sohn Juda heisst es (Gen 49,10–11): «Nie weicht von Juda das Zepter, der Herrscherstab von seinen Füßen, bis der kommt, dem er gehört, dem der Gehorsam der Völker gebührt. Er bindet am Weinstock sein Reittier fest, seinen Esel am Rebstock.» Die Weissagung in Sach 9,9 betont ebenso deutlich wie sprachlich schwerfällig, dass der Messias «auf einem Esel, auf einem Fohlen, dem Jungen einer Eselin» reitet, weil er demütig ist. Daher wurde in der jüdischen Erwartung der Esel das Reittier des Messias.² Dreimal (11,2.4.5) wird das Losbinden (vgl. Gen 49,11) des jungen Esels, «auf dem noch nie ein Mensch gesessen hat», von Mk erwähnt. Er ist das Reittier des Messias aus Juda.

Den königlich-messianischen Charakter des Einzugs Jesu machen aber vor allem das Verhalten und die Jubelrufe der Leute, die Jesus begleiten, deutlich. Sie breiten ihre Kleider auf der Strasse aus und streuen Zweige auf seinen Weg. Ihr Jubelruf ist ein Zitat aus Ps 118,25–26, das auf bezeichnende Weise erweitert wird. Die zitierte Stelle aus Ps 118, einem der Hallel-Psalmen, die sowohl beim Laubhütten- wie beim Osterfest eine besondere Rolle spielen, ist ursprünglich ein Segensgruss der Priester an die Festpilger bei ihrem Einzug in den Tempel: «Gesegnet sei er, der kommt im Namen des Herrn. Wir segnen euch vom Haus des Herrn her. Gott, der Herr, erleuchte uns. Mit Zweigen in den Händen schliesst euch zusammen zum Reigen, bis zu den Hörnern des Altars!» Bei Mk wird der Segensgruss an die Pilger durch die Beifügung in 11,10 zur jubelnden Begrüssung des Messias: «Gesegnet sei er, der kommt im Namen des Herrn. Gesegnet sei das Reich unseres Vaters David, das nun kommt.» Mit dem Einzug Jesu in Jerusalem beginnt die Herrschaft des Davidsohnes, des Messias.

Eigentlich müsste die Erzählung jetzt weitergehen mit dem jubelnden Empfang durch Jerusalem, die Tochter Zion. Aber nichts davon geschieht. Es mutet nach dem jubelnden Festzug vor der Stadt geradezu prosaisch an, wenn es heisst, dass Jesus in den Tempel ging und sich alles anschaute – offenbar ohne Aufsehen zu erregen –, bevor er zum Übernachten wieder nach Betanien zurückkehrte. Später werden wir erfahren, dass die Bevölkerung Jerusalems die Kreuzigung Jesu verlangt.

Mit Markus im Gespräch

Dem aufmerksamen Leser fällt vielleicht auf, dass bei allen mehr als deutlich aufgetragenen königlichen Farben in der Erzählung vom Einzug die Bezeichnung «König» nie fällt. Das Markusevan-

gelium braucht den Königstitel für Jesus konsequent nur in der Passionserzählung («König der Juden» in Mk 15,2.9.12.18, «König von Israel» in Mk 15,32) und ausschliesslich im Munde seiner Feinde. Er stirbt unter der Inschrift: «Der König der Juden» (Mk 15,26).

Für Mk gibt es keinen Zweifel: Jesus ist der Messias. Seine Jünger feiern ihn beim Einzug in Jerusalem als solchen. Aber «die Tochter Zion» (Sach 9,9), Jerusalem selbst und seine Bewohner, vor allem die Führer des Volkes, jubeln nicht mit. Für sie ist er kein König und kein Messias, sondern ein gefährlicher Unruhestifter. Sie verlangen seine Hinrichtung. Die Kreuzesinschrift, die seine Schuld festhält, wird für den glaubenden Hörer oder Leser des Evangeliums zur Proklamation seiner Würde als Messias und zur Proklamation der Art seines Königtums.

Der Einzug in Jerusalem im Markusevangelium – und damit die Liturgie des Palmsonntags – bringt das Paradoxe des Königtums Jesu erzählerisch zum Ausdruck. Für die Jünger und alle, die an ihn glauben, ist er der erwartete Messias, der die Verheissung des Propheten Sacharja erfüllt. Er reitet auf dem Esel, den Juda festgebunden hat (vgl. Gen 49,11) und der nun losgebunden wird, um dem Messias als Reittier zu dienen. Jesus ist nicht ein König der üblichen Art, kein König auf dem hohen Ross, sondern ein König auf dem Esel. «Er ist demütig» (Sach 9,9) und offenbart sein Königtum am Kreuz. Der königliche Einzug Jesu in Jerusalem findet seine Fortsetzung in der Kreuzigung als König der Juden. Das «Hosanna» seiner Begleiter am Ölberg (11,9–10) wird zum «Kreuzige ihn» der Volksmenge (15,13–14).

Das bleibt für alle, die heute an Jesus glauben, gültig: Sein Königtum ist für immer verbunden mit dem Kreuz. Das prägt auch jene, die ihm nachfolgen. Das ist oft schwer zu ertragen. Machtlosigkeit in dieser Welt zu erfahren, ist auch für die Kirche ein schwerer, aber unausweichlicher Weg. Es ist ihr Weg der Nachfolge. Wenn sie heute vom hohen Ross heruntersteigen muss, ist das schmerzhaft. Aber es bringt sie ihrem Messias näher. Er ist wirklich ein König, aber nicht ein König auf dem hohen Ross wie jene, die in der Welt das Sagen haben, sondern ein König auf dem Esel, ein demütiger König, «der gerecht ist und hilft» (Sach 9,9), gerade durch seinen Tod am Kreuz.

Franz Annen

¹Vgl. B. Kinman: Jesus' «Triumphal Entry» in the Light of Pilate's, in: NTS 40 (1994), 442–448.

²Vgl. R. Pesch: Das Markusevangelium II. Teil (= HThK II/2). Freiburg 1977, 178–179.

Dr. rer. bibl. et lic. phil. et lic. theol. Franz Annen war von 1977 bis 2010 ordentlicher Professor für Neutestamentliche Exegese und von 1999 bis 2007 auch Rektor der Theologischen Hochschule Chur.

WENN IHR DAS WISST – SELIG SEID IHR, WENN IHR ES TUT

Hoher Donnerstag: Joh 13,1–(15)17

Was Krimileserinnen und -leser ganz selbstverständlich tun, ist auch Bibelleserinnen und -lesern zu raten: Es ist wichtig, weiterzulesen und sich das Ende nicht einfach zu denken, das man ja ohnehin schon zu wissen glaubt – denn es könnte ganz anders sein. Bei der vorliegenden Perikope lohnt es sich, mindestens zwei Verse mehr zu lesen als von der Leseordnung vorgeschrieben, dann endet der Text nicht mit «damit auch ihr so handelt, wie ich gehandelt habe», sondern mit «wenn ihr das wisst – selig seid ihr, wenn ihr es tut». Wollen wir uns diese Verheissung vorenthalten?

Die vorliegende Perikope ist bekannt: Jesus wäscht den Seinen die Füße. Er tut das, was üblicherweise die Aufgabe eines Sklaven ist. Das ist im Text unterstrichen dadurch, dass Jesus sein Obergewand ablegt und so wie ein Sklave bekleidet ist. Was Jesus hier vorlebt, was er tut, soll Beispiel dafür sein, ebenso zu handeln wie er. Das meint nicht, dass wir landauf, landab einander die Füße waschen sollten im wörtlichen Sinne, sondern dass Verhältnisse zu schaffen sind, in denen dieser Dienst nicht Sklavendienst, sondern Menschendienst ist, es gilt also nicht mehr oben und unten, sondern gleiche Augenhöhe.

Vielerorts ist es üblich geworden, am Hohen Donnerstag Jesu letztes Mahl in Anlehnung an das Pessachmahl zu gestalten. Es ist aber festzuhalten, dass Johannes – anders als die Synoptiker – nicht von einem Pessachmahl berichtet. Es ist ein Abendessen vor dem Pessach. Im Folgenden möchte ich auf diesen Aspekt besonders eingehen.¹

«... was in den Schriften geschrieben steht» Die Perikope wird eröffnet mit der Zeitangabe: «Es war vor dem Pessachfest und Jesus wusste, dass für ihn die Stunde gekommen war...» (Joh 13,1). Es handelt sich also um das Fest, das die Israeliten in Erinnerung an ihre Befreiung aus Ägypten feiern sollen (Ex 12; 13,3–10). Pessach ist aber auch das Fest, das die Konstituierung des Volkes Israel feiert. So wird zum Beispiel im Buche Josua berichtet, wie die Israeliten den Jordan überschritten hatten, und nachdem alle Männer beschnitten worden waren, feierte man Pessach in Gilgal (Jos 5,10f.). Es geht um die Neu- bzw. Wiederkonstitution Israels (vgl. ferner 2 Kön 23,21–23; Esr 6,19–21; 2 Chron 30; 35,1–19). Wie das Fest selbst gefeiert wurde, wissen wir nicht. Festgehalten ist einzig, dass die Lämmer am Vorabend geschlachtet worden sind und dann sieben Tage ungesäuertes Brot gegessen wurde. (Auf jeden Fall lässt sich die Art und Weise, wie Juden heute Pessach feiern, nicht als biblische Vorlage nehmen.)

Auffällig ist ferner, wie als Voraussetzung für die Feier des Pessach der Gedanke der Reinheit immer mehr an Bedeutung gewinnt. Bei Flavius Josephus ist zu lesen: «Da nun gerade das sogenannte Pessachfest begann, an dem von der neunten bis zur elften Stunde geopfert wird – um jedes Opfer sind nicht weniger als zehn Männer wie eine Bruderschaft versammelt, denn einer allein darf nicht essen, oft versammeln sich auch zwanzig – und so zählte man 255 600 Opfertiere. Das macht, um nur zehn für jedes Opfer anzusetzen, 2 700 000 Teilnehmer, alles reine und geweihte Personen; denn Aussätze, Samenflüssige, in der monatlichen Reinigung befindliche Frauen sowie anderweitig Unreine durften nicht an diesem Opfer teilnehmen, ebensowenig Nichtjuden, die sich zum Gottesdienst eingefunden hatten» (Bell 6,423–427). Um Pessach feiern zu können, musste man sich verschiedenen Reinigungsriten unterzogen haben. Ist es vor diesem Hintergrund Zufall, dass Jesus den Seinen die Füße wäscht? Könnte das nicht so verstanden werden, dass Jesus die Seinen reinigt, damit sie Pessach feiern können?

Ich denke, dass diese Vorstellung einen weiteren Rückhalt im Text selbst findet: «Während des Mahls, als der Teufel dem Judas Iskariot, dem Sohn des Simon, schon eingegeben hatte, ihn auszuliefern» (Joh 13,2). Jesus reinigt die Seinen – und doch bleibt einer unrein. Es ist Judas. Aber warum der Satan? Seine Rolle lässt sich erhellen durch den Namen des Pessach: Pessach wird abgeleitet von *pascha*, will heißen «überspringen, hüpfen». Üblicherweise überträgt die Septuaginta Festbezeichnungen nicht. Sie übersetzt aber das in Ex 12,13,27 gebrauchte Verb *p-s-ch* mit *skepazo*, was mit *schützen* und *bewahren* wiedergegeben werden kann. Dieser Befund findet sich wieder in den Targumim und in späteren Midraschim. So wird im Anschluss an Ex 12,23 ein Gleichnis erzählt, wonach ein Schächter seine Schafe mit roter Farbe kennzeichnet, um zu wissen, welche er töten und welche er leben lassen soll. «So: <Wenn er das Blut sieht> (Ex 12,23). Wenn es zu sagen erlaubt ist: Er steht vor der Tür und stösst den Vernichter zurück, damit er die Israeliten nicht schlage» (ShemR 18,7). Es ist Gott, der die Israeliten bewahrt und der sie beschützt. In diesem Sinne ist Pessach auch ein Schutzfest. Bereits im Jubiläenbuch wird berichtet, dass der Dämonenbeherrscher Mastema, der auf Seiten der Ägypter die Israeliten bekämpft, gebunden wird (Jub 48,15). Johannes spricht anstelle von Mastema vom Satan, der dem Judas den Gedanken eingibt. Und dieser Satan wird durch die Feier des Pessach gebunden werden. Sein Schicksal ist besiegelt.

Mit Johannes im Gespräch

Das Herrenmahl Jesu ist bei Johannes kein Pessachmahl. Es wird als Mahl verstanden, das zur Vorbereitung des Pessachfestes dient. Die Vorbereitungen zeigen, dass es sich um ein ganz besonderes Pessach handelt. «Jesus wusste, dass für ihn die Stunde gekommen war» (Joh 13,1). Es ist eine Stunde des Übergangs. Ähnlich wie Philo von Alexandrien, der das Pessach als eine Art von Opfer versteht, das beim Überschreiten eines Flusses oder einer Grenze dargebracht wird, damit der Übergang gelingt, versteht Johannes dieses Pessach: Jesus selbst ist das Pessachlamm, das geschlachtet wird. Darauf deutet nicht nur hin, dass ausgerechnet bei der Szene vor Pilatus, wo Jesus bekennt, König zu sein, als explizite Zeitangabe das Pessach und die Stunde erwähnt werden – und das ist die Zeit, während der die Pessachlämmer geschlachtet wurden (vgl. das Zitat von Josephus oben). Darauf deutet auch hin, dass von ihm «kein Knochen gebrochen werden soll» (Joh 19,36). Das dürfte eine Anspielung auf Num 9,12 sein, wo vom Pessachlamm dasselbe gesagt wird. Wer Pessach feiert, tut dies im Zustand der Reinheit. Wenn Johannes von Pessach redet in seinem Evangelium, und das tut er oft, dann weist er eigens auf diese Reinheit hin. Deshalb ist es weiter nicht erstaunlich, dass der Reinigungsritus einen so breiten Platz einnimmt – erstaunlich ist die Art und Weise, wie das geschieht. Es geht nicht um kultische Reinheit. Die Reinheit ist die Umsetzung des Beispiels Jesu. Weder Herr noch Knecht, weil alle einander dienen. Die Reinheit besteht im Dienst, in der Art und Weise des Umgangs miteinander. Teilhaben an diesem Pessach heisst auch teilhaben an der Verheissung, dass der Satan gebunden ist, dass die Gemeinschaft geschützt ist und dass sie sich neu konstituiert, will heißen, sich als das vergewissert, was durch den Dienst aneinander möglich wird. Wenn Johannes Jesus als Pessachlamm darstellt, dann sollte das ernst genommen werden. Das Pessachlamm dient nicht der Sündenvergebung und hat keine sühnende oder gar stellvertretende Wirkung. Dafür gibt es andere Quellen, und wir tun gut daran, dies nicht zu vermischen.

Hanspeter Ernst

¹ Zum Folgenden: Christine Schlund: Deutungen des Todes Jesu im Rahmen der Pesach-Tradition, in: Jörg Frey / Jens Schröter (Hrsg.): Deutungen des Todes Jesu im Neuen Testament. Tübingen 2005, 395–411.

Der Theologe und Judaist Hanspeter Ernst ist Geschäftsleiter der Stiftung Zürcher Lehrhaus – Judentum, Christentum, Islam.

WAS IST WAHRHEIT?

Karfreitag: Joh 18,1–19,42

Jahr für Jahr erinnern wir uns daran, wie Jesus geschlagen, geschunden und getötet wurde – wissend, dass es schon und noch immer vielen Menschen ähnlich oder gar noch schlimmer ergangen ist und ergeht. Eine Tradition vermittelt, Jesus sei dafür Mensch geworden, um «für unsere Schuld zu sterben». Doch wofür starben und sterben denn all die anderen Menschen, deren Tod dem seinen so gleicht? Jesus selbst erklärt: «Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit Zeugnis ablege» – eine lebensgefährliche Mission, wenn man dadurch zwischen Fronten gerät.

«... was in den Schriften geschrieben steht»

Die Passion Jesu beginnt und endet im Johannesevangelium in einem Garten; von einem Garten, in welchem er «oft mit seinen Jüngern zusammengekommen war» (Joh 18,1f.), wird er mitten aus seinen Getreuen fortgeführt; in einem Garten, nahe «bei dem Ort, wo man ihn gekreuzigt hatte», wurde er in einem neuen Grab, «in das noch niemand gelegt worden war» (Joh 19,41), beigesetzt. Zwischen diesen zwei Stätten, die für Ruhe, Harmonie, blühendes oder keimendes Leben stehen können, steht die Nachricht, wie Jesus zwischen den Mühlsteinen der Macht und der vorgeschobenen Justiz zermalmt wird. Damit umspannen die beiden Gärten den schmerzvollen Weg vom Leben inmitten befreundeter Menschen zur absoluten Verlassenheit und Einsamkeit im Tod.

Der sonst selten anzutreffende Begriff *kepos* wird dabei dreimal verwendet. Die Passionsgeschichte ist insgesamt durchzogen von «Dreiheiten»: Judas kommt mit einem Trupp, den Knechten der Hohenpriester und [Knechten] der Pharisäer (18,3); diese tragen Fackeln, Laternen und Waffen (18,3); Jesus wusste, ging hinaus und fragte (18,4); die dreimalige Bestätigung «Ich bin es» (*ego eimi*; 18,5.6.8); der Trupp, sein Befehlshaber und die Knechte der Juden (18,12) nahmen fest, fesselten und führten zu Hannas (18,12f.); Jesus wird vor Hannas, vor Kajafas und vor Pilatus geführt (18,12.24.28); er spricht dreimal von seiner Königsherrschaft (19,36); Petrus schlägt Malchus ein Ohr ab, ein Diener schlägt Jesus ins Gesicht, die Soldaten schlagen Jesus ins Gesicht (18,10.22; 19,3); Petrus leugnet dreimal, zu Jesus zu gehören (18,17.25.27); Pilatus betont dreimal, dass er keine Schuld bei Jesus finde (18,38; 19,4.6); mit Jesus zusammen sind es drei Gekreuzigte (19,18); die Aufschrift auf dem Kreuz Jesu war hebräisch, lateinisch und griechisch (19,20) und schliesslich werden bei der Kreuzigung drei Schriftzitate angefügt mit dem Kommentar, dass sich so die Schrift erfüllte (19,24.28.36).

Die ganze kunstvoll verschlungene und durch Einschübe ergänzte Schilderung lässt sich in drei Hauptstränge aufgliedern: eine Jesus-, eine Petrus- und eine Hohenpriester-Pilatus-Geschichte. Die Zahl der Vollkommenheit mündet in Jesu letztem Wort: «Es ist vollbracht» (19,30).

Auffällig ist weiter, dass Jesus zwar vor Hannas, Kajafas und Pilatus geführt, aber nur das Verhör vor Pilatus ausführlich geschildert wird, wobei Pilatus zwischen der Auseinandersetzung mit Jesus und der mit den jüdischen Vertretern hin und her pendelt. Gegenüber Hannas' offensichtlich rhetorischer Frage verweigert sich Jesus – «Warum fragst du mich? Frag doch jene, die gehört haben, was ich zu ihnen gesprochen habe» –, und das Geschehen bei Kajafas scheint dem Evangelisten nicht erwähnenswert. Er schiebt stattdessen den Bericht über die Verleugnung durch Petrus ein. Während Jesus Hannas' Frage als Heuchelei entlarvt, erwartet er von Pilatus offenbar nicht, dass dieser weiss, worum es geht, – «Fragst du das von dir aus oder haben es dir andere über mich gesagt?» (18,34) – und er lässt sich auf ein Gespräch ein.

Mit Johannes im Gespräch

Der Evangelist nimmt in dieser letzten Erzählung über das irdische Leben Jesu vieles aus seinen Jesusworten narrativ wieder auf und erklärt darin gewissermassen auch seinen kryptisch erscheinenden Prolog. Im Garten, wo Jesus oft mit seinen Getreuen war, hat er ein letztes Mal «unter uns gewohnt» (1,14), bevor er sie in der Welt zurücklässt, wobei er das Seine zu seiner Bitte an den Vater beiträgt, dass sie «vom Bösen bewahrt» werden (17,15): «Wenn ihr also mich sucht, lasst diese gehen» (18,8). Das Wort an Petrus (13,36–38) wird fast schon penibel erfüllt, denn nicht nur der Hahn kräht nach der dritten Verleugnung. Wie vorausgesagt, kann Petrus Jesus «jetzt nicht (aber später) folgen» (13,36), denn er muss am Tor warten, bis der andere Jünger ihm Einlass verschafft.

In Jesu Erwiderung an Hannas zeigt sich sein gleichzeitig universelles und partikulares Sendungsverständnis – «Ich habe öffentlich zur Welt gesprochen; ich habe immer in Synagogen und im Tempel gelehrt, wo alle Juden zusammenkommen; im Geheimen habe ich nichts gesprochen. (18,20)» – wie es im Prolog vorweg gedeutet ist: Er war in der Welt..., er kam in sein Eigentum (1,10f.).

Der Textabschnitt über Jesus vor Pilatus ist von der Unruhe des Pilatus geprägt. Er geht zu «den Juden» hinaus (18,29), geht wieder hinein (18,33), geht wieder hinaus (18,38),

geht noch einmal hinaus (19,4), geht erneut hinein (19,9), lässt schliesslich Jesus hinausführen und setzt sich selbst auf den Richterstuhl, der offensichtlich ebenfalls draussen ist. Zwischen diesen Gängen liegen Gespräche mit den anklagenden Juden und mit Jesus, die Pilatus helfen sollen, eine für ihn möglichst unverfängliche Entscheidung zu treffen. Die Motivation «der Juden» wird – auf Grund der Wirkungsgeschichte muss betont werden: leider – hier nicht geklärt, ist aber in 11,48 zu finden: «Wenn wir nicht gegen ihn vorgehen, werden alle an ihn glauben; die Römer werden kommen und uns Land und Leute wegnehmen.» Sie haben weniger Angst vor dem eigenen Machtverlust, sondern mehr vor der zerstörerischen Macht Roms, das sich offenbar aus ihrer Sicht durch die Lehren Jesu provoziert fühlen könnte. Dass dem so ist, bestätigt Pilatus, indem er beharrlich darauf besteht, Jesus «den König der Juden» zu nennen, obwohl ihn die Hohenpriester als einen «Schlechtes Tuenden» an Pilatus ausliefern (18,30). Dennoch betont er dreimal, dass er keine Schuld bei Jesus finde, und vermittelt dadurch den Eindruck, dass er Jesus für sich als nicht ernst zu nehmend betrachtet, sondern dass dieser erst durch eine Gefolgschaft gefährlich würde. Indem er vor dem endgültigen Richterspruch plötzlich nicht mehr vom «König der Juden», sondern nunmehr von «Eurem König» spricht (19,15), zwingt er die Juden, Jesus nicht nur im Sinne der prophetischen Aussage des Kajafas – es ist besser, «wenn ein Mensch für das Volk stirbt und nicht das ganze Volk zugrunde geht» (11,50) – «für das Volk» (11,52) zu opfern, sondern sich offiziell von ihm loszusagen und die Herrschaft Roms ausdrücklich anzuerkennen. Damit offenbart die Passion Jesu auch, wie begrenzt die Toleranz Roms gegenüber den unterworfenen Völkern ist, wenn sie ihren eigenen Weg wahren wollen. Wenn man nämlich die Diskussionen zwischen Pilatus und Jesus und zwischen Pilatus und «den Juden» auseinandersetzt, kommt die Geisselung und Misshandlung Jesu als unmittelbare Reaktion auf seine Aussage: «Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit Zeugnis ablege» (18,37).

Pilatus erhält auf seine Frage: «Was ist Wahrheit» (18,38) keine Antwort, doch ist sie im Gebet Jesu an Gott schon gegeben: «Dein Wort ist Wahrheit» (17,17), das Wort des befreienden, sich zuwendenden Gottes, in dem Leben ist (Joh 1,3f.).

Katharina Schmocker

Dr. Katharina Schmocker Steiner ist zurzeit in der Administration im Zürcher Lehrhaus – Judentum, Christentum, Islam tätig.

MENSCHLICHES UNVERMÖGEN VOR DER GRÖSSE GOTTES

Osternacht: Mk 16,1–7

Einleitung

«Ich glaube an die Auferstehung der Toten!» Wir sagen es im Credo. Sagen wir es auch irgendjemandem auf der Strasse? Was soll denn das heissen? Was wissen wir denn schon über das «nach dem Tod»? Ich träume manchmal von zwei verstorbenen Personen, die mir nahegestanden haben und nahestehen. Diese Träume lösen Freude aus, auch wenn es keine schönen Träume sind. Die Tage nach solchen Traumnächten sind diese Personen da, gehen sie mit. Ich halte das für eine Ahnung von Weiterleben, weil ich eine Verbindung spüre, die ich selbst nicht beeinflussen kann. Es gibt viele Verbindungsfäden zu Toten. Auch Markus erzählt von dieser Verbindung. Sie ist Voraussetzung für die Erfahrung, dass Jesus auferstanden ist.

«... was in den Schriften geschrieben steht»

Drei Frauen kommen zum Grab Jesu: Maria von Magdala, Maria, die Mutter des Jakobus, und Salome. Das sind keine zufälligen Gestalten. In dieser Trias werden sie auch in Mk 15,40 als diejenigen genannt, die der Kreuzigung und dem Tod Jesu aus gewisser Entfernung zusahen und die ihm schon in Galiläa gefolgt waren, die Gruppe um Jesus versorgt und Jesus – mit vielen anderen Frauen gemeinsam – nach Jerusalem begleitet hatten. Sie waren also Jüngerinnen Jesu und mit ihm verbunden. Sie sind erste Zeuginnen der Auferstehung Jesu, erste Verkünderinnen dieses Wunders sollen sie sein. Warum sie? Warum sollen sie zu Simon gehen? Es werden die genannt, die Jesus vertraut sind, die mit ihm gegangen sind, die ihn kennengelernt haben, die wissen, woraus er gelebt hat. Auferstehungserfahrung braucht Nähe und Vertrauen. Die Auferstehung Jesu kann nur bezeugen, wer ihm verbunden ist, mit ihm geht.

Markus beginnt seine Geschichte unheimlich überlegt: «Sehr früh am Morgen» gehen die drei Frauen los. Das Wörtchen «sehr», griechisch *lián*, steht in der griechischen Übersetzung der hebräischen Bibel relativ selten und nie als Zeitangabe. Als solche begegnet das Wort nur noch zu Beginn des Markusevangeliums. Markus verwendet *lián* auch in 1,35, um den ganz aussergewöhnlich frühen Morgen zu beschreiben, an dem Jesus in die Wüste gehen will, um zu beten. Als ihn Simon und ein paar andere holen, beginnt er seine Verkündigung. Sehr früh am Morgen beginnt Jesu Verkündigung und sehr früh am Morgen erhalten die Jüngerinnen ihren Verkündigungsauftrag. Er schliesst allein durch die zeitliche Ansetzung direkt an Jesu Anfangssituation an. Hier, mit diesem Ereignis beginnt eine neue Verkündi-

gung, eine Verkündigung durch diese drei Jüngerinnen, und sie beginnt ganz einfach damit, zu erzählen, dass Jesus auferweckt wurde und nach Galiläa gegangen ist. Es geht darum, mit diesem Auferweckten und dessen Botschaft zu leben und mitzugehen.

Wer ist nun der Jüngling, der «neaniskos» (Vers 5)? Nichts deutet direkt darauf hin, dass er wirklich ein Engel ist, wie oft behauptet wird, ausser dass er das Geschehene deutet. So etwas können andere «jungen Männer» der Septuaginta auch: Josef ist ein junger Mann und Traumdeuter (Gen 41,12), ebenso Daniel (Dan 1). Auch Daniel, der Susanne vor dem Tod rettete, indem er die ungerechten Richter entlarvte (Dan 13), ist ein solcher junger Mann. Alle diese Geschichten sind spät, in hellenistischer Zeit, unter griechischem Einfluss fertiggeschrieben worden. Dieses Verständnis von jungen Männern als weisen Deutern kommt dem Mann am Grab sehr nahe. Auch sein «Fürchtet euch nicht!» ist nicht so formuliert, wie es Engel ansonsten tun. Der junge Mann bezieht sich wörtlich auf das Erschrecken der Frauen (V. 4) über den weggewälzten Stein.

Junge Männer in weissen Gewändern sind sehr spezielle Gestalten. Sie sind Zeugen, also Martyrer in der Apokalypse des Johannes (Offb 9,9–12). Sie bekommen dieses Gewand, weil sie Martyrer sind, weil sie Gewalt erlitten haben und nun zu Gott schreien. Die Kette derer, die wegen ihres Glaubens Gewalt erleiden und ermordet werden, beginnt nicht erst mit Jesus. Das haben jüdische Menschen schon längst seit der Seleukidenherrschaft im 2. Jahrhundert v. Chr. erlebt. Hier sitzt nun vielleicht ein solcher, der die Frauen bittet: Macht weiter, vielleicht um der Gewalt willen, erzählt, dass er auferweckt ist vom Tod. Natürlich scheidet Markus gut 50 Jahre bevor Johannes in Patmos seine Offenbarungen niederschreibt, aber vielleicht greift Johannes auf ein bekanntes Bild zurück, das schon Markus vertraut war.

Dieses Erschrecken der Frauen drückt auch ein Zittern aus, es scheint ein sehr tiefes Erschüttern oder Bewusstwerden von etwas Grosse mit gemeint zu sein. Jesus trifft dieser Zustand in Getsemani (Mk 14,33), und eine Menschenmenge beim Anblick eines von einem Dämon befallenen jungen Mannes (Mk 9,15). Sonst wird das Verb nur in Sir 30,9 verwendet für das Entsetzen des Vaters über seinen verwöhnten Sohn. Auferstehung ist zunächst für diese Frauen, die noch in der Verwirrung der Todeserfahrung stehen, kein Grund zum Jubeln. Sie ist unfassbar erschütternd und beängstigend verunsichernd – einfach zu gross, um gefasst zu werden. Darum gehen sie zunächst einmal nicht und verkünden, was sie erlebt haben (V. 8).

Mit Markus im Gespräch

Markus, Du erzählst ganz am Schluss Deines Evangeliums diese Episode am Grab. Aber Du lässt sie nicht dort enden, wo sie die Leseordnung beschliesst. Einen einzigen Vers hast Du uns noch zu sagen, und ich finde ihn so wichtig. Warum streicht man ihn? Weil Du uns erzählst, dass die Frauen *nicht* gegangen sind, und aus Furcht *niemandem* erzählt haben, dass Jesus nach Galiläa vorausgeht? Sollen wir das lieber nicht hören in der Osternacht? Was erzählst Du uns? Weiblichen Ungehorsam? Nein, das glaube ich nicht. Du erzählst, dass diese Frauen zutiefst, ganz tief und in ihrer Existenz erschüttert waren. Die haben das nicht weggesteckt und sind einfach losgegangen, als sollten sie das Wetter verkünden. So wie Du das beschreibst, konnten sie nicht, weil sie keinen Boden mehr unter den Füßen hatten!

Und ich ahne, dass Du uns erzählen willst, dass dieses Fürchten und Zittern, das Nichtbefolgen des Auftrags dazugehört zu der Geschichte. Darin zeigt sich die Menschlichkeit, die der geheimnisvollen Grösse des Auferstehungswunders nicht gewachsen ist. Wie können wir einer so übergrossen Lebenszusage Gottes glauben, wenn so viele unserer Erfahrungen dagegen sprechen und scheinbar keinen Anhaltspunkt geben? Ihr Unvermögen, das Erlebte und Gehörte weiterzuerzählen, ist wichtig, nicht um die Frauen abzuwerten, sondern um das Grosse deutlich zu machen und wie es uns geht damit! Und dazu kommt noch die Sprache: Wie erzählt man von einer Auferstehungserfahrung? Welche Worte haben wir, um das zu beschreiben? Schrecken gibt es hier und Furcht, Leere und einen weissgekleideten Mann, den wir kaum deuten können. Das Wunder der Auferstehung ist nur im Staunen wahrnehmbar und das Staunen hat keine Sprache, es sucht sie. Immer wieder. So schweigen die Frauen eben zuerst einmal.

Diesen Satz zu streichen macht jedenfalls die Menschen im Text und ihre Erfahrungen unsichtbar, hebt die Theologie aus dem Alltag und aus der Menschlichkeit heraus. Diesen letzten Satz zu streichen bedeutet, die Erfahrung der Überwältigung und des Wunders zu streichen. Dieser letzte Satz erzählt uns, dass der Schrecken und das Grosse zunächst sprachlos machen. Aber wir wissen ja, dabei blieb es nicht. Die Menschen, die Jesus verbunden sind, finden Worte. Sie hatten die Fantasie, den Mut und die Hoffnung, das Unglaubliche zu glauben.

Ursula Rapp

Dr. Ursula Rapp, Mutter von drei Kindern, ist Oberassistentin für Gender Studies am Lehrstuhl für Altes Testament an der Universität Luzern.

SICH UNTERSCHIEDLICH DEM UNFASSBAREN NÄHERN

Ostertag: Joh 20,1–18

Die Geschichte vom leeren Grab ist im Johannesevangelium eine Geschichte von unterschiedlichen Geschwindigkeiten und Wahrnehmungsweisen. Johannes erzählt von einem Wettrennen der beiden Jünger, Petrus und der Lieblingsjünger, auf das Grab Jesu zu. Es geht aber tiefer. Es geht auch um die Geschwindigkeit, mit der die unterschiedlichen Personen sich geistig (und geistlich) dem Rätsel des leeren Grabes nähern. Und nicht zuletzt ist es eine Geschichte darüber, wie sich die unterschiedlichen Geschlechter dem Mysterium annähern. Während die Männer ein Wettrennen veranstalten – ist das «typisch männlich»? – ist die Frau sowohl die Erste als auch die Letzte. Ihr wird die erste unmittelbare Begegnung mit dem Auferstandenen letztlich geschenkt. Die Stelle eignet sich hervorragend dafür, sich eigene Zugänge – als Mann, als Frau, als «Analytiker», als «Mystikerin» – zum Geheimnis des leeren Grabes spiegeln zu lassen. Deswegen wäre es schade, das Evangelium auf die Verse Joh 20,1–9 zu begrenzen. Man würde den spannenden Text einer sehr wichtigen Dimension berauben.

Im Gespräch mit Johannes

Die Bedeutung des leeren Grabes enthüllt sich den handelnden Personen Stück für Stück. Johannes erzählt die Geschichte vom leeren Grab aus zwei Perspektiven mit drei unterschiedlichen Hauptdarsteller/-darstellerinnen. Die eine Perspektive ist verbunden mit Maria Magdalena. Die Erzählung vom leeren Grab beginnt aus der Sicht von Maria Magdalena (Joh 20,1–2) und sie endet damit (Joh 20,10–18). Dieser «weibliche» Zugang zum leeren Grab nimmt damit mit 21 Versen den grössten textlichen Raum ein, und sie bildet für die gesamte Erzählung einen Rahmen! Dieser Erzählstrang wird weitgehend in der Gegenwart erzählt. Es scheint, als ob Johannes diesem Handlungsstrang eine hohe Unmittelbarkeit verleihen wollte. Maria nimmt zunächst die äusseren Gegebenheiten wahr. Der Stein des Grabes ist weggenommen, das Grab ist leer. Sie geht davon aus, dass jemand Jesus weggenommen und ihn an einen unbekanntem Ort gelegt habe (Joh 20,2). Sie «rennt» zu den Jüngern und löst damit den Mittelteil der Erzählung aus.

Dieser Erzählstrang hat in den beiden Jüngern – Petrus und der Jünger, den Jesus liebte – ihre beiden Protagonisten. Er ist überwiegend in der Vergangenheitsform des Aorists verfasst. Das ist in der griechischen Sprache die klassische «Erzählzeit».

Simon Petrus und der Jünger, den Jesus liebte, sprinten zum Grab Jesu. Diese Erzählung hat etwas Komisches an sich, und sie ist, wie es sich für Männer gehört, sehr actionreich. Der Lieblingsjünger erreicht das Grab zuerst, geht jedoch nicht hinein. Er beugt sich lediglich vor, schaut ins Grab und sieht die zusammengefalteten Tücher (20,5). An diesem Punkt überholt ihn Petrus und geht hinein. Auch Petrus sieht die Tücher. Er sieht sogar noch ein anderes Detail: Das Schweisstuch liegt nicht bei den Grableinen, sondern an einem besonderen Ort (Joh 20,7). Danach liegt die Initiative wieder bei dem anderen Jünger. Er tritt ebenfalls in das Grab. Johannes formuliert: «Er sah und glaubte» (20,8). Der Lieblingsjünger ist der Gewährsmann des Johannesevangeliums: «Dieser Jünger ist es, der all das bezeugt und der es aufgeschrieben hat; und wir wissen, dass sein Zeugnis wahr ist» (Joh 21,24). Vielleicht lebt der «Lieblingsjünger» hier eine Haltung vor, mit dem leeren Grab umzugehen, hinter der der Verfasser des Johannesevangeliums steht: Nur die bloss glaubende Annahme kann eine angemessene Antwort auf das leere Grab sein.

Damit kehrt die Aufmerksamkeit wieder zu Maria zurück. Sie hat die Geschwindigkeit herausgenommen. Im Gegensatz zur hektischen Aktivität der Jünger kommt sie zur Ruhe. Sie ist stehen geblieben. Auch sie blickt in die Grabkammer hinein – und sieht etwas völlig anderes als Petrus und der andere Jünger. Sie sieht zwei Engel in weissen Gewändern dort sitzen, wo Jesus gelegen hatte (20,12). Es ist eine spannende Frage, ob die Engel vorher bereits dort gesessen hatten, als die beiden Jünger dort gewesen waren. Hatten sie sie übersehen? Oder haben sie auf die falschen Dinge geschaut? Konnten sie sie nicht wahrnehmen, weil ihnen der Blick für Engel fehlte? Oder wollten sich die Engel eben erst der Frau zeigen? Und wenn das der Fall ist, warum wohl? Jedenfalls genügt diese Erscheinung für Maria noch nicht, dass sie begreift, was sie sieht. Noch immer geht sie davon aus, dass «jemand» die Leiche Jesu weggeschafft habe. Nicht einmal die übernatürliche Erscheinung schafft es, die ursprüngliche Meinung Marias ins Wanken zu bringen. Selbst als sie unmittelbar vor Jesus steht, hält sie ihn für den Gärtner und fragt auch ihn, wohin sie Jesus gelegt hätten, damit sie ihn mitnehmen könne. Erst als Jesus sie beim Namen nennt, erkennt sie ihn (20,16). Das richtige Verständnis dessen, was sie sieht, wird ihr geschenkt. Sie ist eine Berufene.

Wie es in den Schriften geschrieben steht

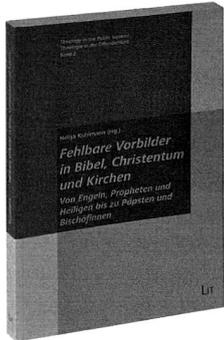
«Da ging auch der andere Jünger, der zuerst an das Grab gekommen war, hinein; er sah und glaubte. Denn sie wussten noch nicht aus der Schrift, dass er von den Toten aufstehen musste» (Joh 20,8f.). Johannes stellt dem spontanen «Glauben» des Jüngers das «Wissen» aus der Schrift gegenüber. Es steht für Johannes ausser Zweifel, dass in den Schriften des Ersten Testaments von der Auferstehung des Gesalbten von den Toten die Rede ist. Er führt nicht weiter aus, welche Texte er damit meint. Offensichtlich wissen die Leserinnen und Leser, was damit gemeint sein könnte. Textstellen aus dem Ersten Testament, die in dieser Weise gelesen werden können, gibt es nicht wenige. Ein Beispiel ist Psalm 16,8–11. In der Apostelgeschichte (Apg 2,25–28) zieht Petrus diese Textstelle in seiner Pfingstpredigt als Beleg für die Auferweckung Jesu heran: «Ich habe den Herrn beständig vor Augen. Er steht mir zur Rechten, ich wanke nicht. Darum freut sich mein Herz und frohlockt meine Seele; auch mein Leib wird wohnen in Sicherheit. Denn du gibst mich nicht der Unterwelt preis; du lässt deinen Frommen das Grab nicht schauen. Du zeigst mir den Pfad zum Leben. Vor deinem Angesicht herrscht Freude in Fülle, zu deiner Rechten Wonne für alle Zeit.» Für Johannes ist es keine Frage, dass sich aus dem Ersten Testament die Notwendigkeit der Auferstehung Jesu begründen lässt. Er erzählt aber auch, dass dieser Weg für Maria und die beiden Männer nicht offen war. «Glauben» ist für ihn nicht in erster Linie eine Sache der Gelehrsamkeit, auch wenn beides keine Gegensätze sind. Vielmehr kommen alle drei auf ihre jeweils eigene Weise und Geschwindigkeit dazu, das zu erfassen, was sie wahrnehmen: der Lieblingsjünger mit seinem spontanen Glauben, Maria dadurch, dass Jesus sie beim Namen ruft, und Petrus durch den Bericht Marias. Für alle gilt aber auch, dass sie den Auferstandenen nicht (fest-)halten können (Joh 20,17). Dass Petrus der Erste im Inneren des Grabes war und damit das Wettrennen letztlich für sich entschieden hat, hat ihm jedenfalls keinen Vorteil verschafft. Das ist doch tröstlich für uns, oder?

Hans Rapp

Dr. Hans Rapp ist Leiter des Katholischen Bildungswerkes Vorarlberg im Diözesanhaus in Feldkirch.

«Unfehlbar fehlbare Vorbilder»

Ein Sammelband zu Engeln, Propheten, Heiligen und Päpsten



In einem Aufsatzband wird die Rolle von Vorbildern im religiösen Bereich reflektiert – auch an aktuellen Beispielen.

Rolf Weibel – Mit dem Band «Fehlbare Vorbilder in Bibel, Christentum und Kirchen» erweitert der Lit-Verlag sein Programm um die Buchreihe «Theologie in der Öffentlichkeit/Theology in the Public Square».

Wenn sich die Systematische Theologie gesellschaftlichen Herausforderungen stellt und das Ergebnis ihres Nachdenkens öffentlich macht, bezeichnet man sie schon seit geraumer Zeit als Öffentliche Theologie. Vorausgesetzt wird, dass Religion ein öffentlicher Faktor ist und dass Theologie als Reflexionsgestalt von Religion auch deshalb eine öffentliche Verantwortung hat. Um diese in einer pluralistischen Gesellschaft wahrnehmen zu können, muss Öffentliche Theologie eine wissenschaftliche sein und zur diskursiven Wahrheitsfindung beitragen. Dazu gehört die interdisziplinäre Offenheit, zumal die Orientierungsfragen hauptsächlich ethische Fragen sind, die mit hoher sachlicher Informiertheit angegangen werden müssen.

Eine Besonderheit der Öffentlichen Theologie ist die internationale Vernetzung im «Global Network for Public Theology». So wird die neue Reihe von jenen Inhabern von Lehrstühlen für Öffentliche Theologie in Deutsch-

land, Australien, Südafrika und Brasilien herausgegeben, die Gründungsmitglieder des Networks sind. «Öffentliche Theologie» kann sie sich nicht nennen, weil die Evangelische Verlagsanstalt in Leipzig schon seit 2009 eine Buchreihe dieses Namens herausgibt. Der Reihentitel «Theologie in der Öffentlichkeit» bringt das Anliegen aber gut zum Ausdruck: im öffentlichen Raum präsent zu sein, eine öffentliche Funktion wahrzunehmen.

Was heisst «vorbildlich»?

Im Band, mit dem sich die neue Reihe vorstellt, geht es um das spannungreiche Verhältnis zwischen öffentlicher Existenz der Kirche beziehungsweise ihrer Repräsentanten und Repräsentantinnen und den moralischen Massstäben, die sie nach aussen vertreten und an denen sie sich selber messen lassen müssen.

Das Thema der Vorbildlichkeit wird im ersten Teil unter dem Titel «Fehlerfreundliche Vorbildlichkeit» nicht zuletzt pädagogisch beziehungsweise religionspädagogisch verhandelt, nämlich von, mit und gegenüber Vorbildern zu lernen. Es beginnt mit dem Sturz eines Vorbildes in der Mediengesellschaft und den dabei verwendeten theologischen Interpretationen und führt zur theologisch begründeten Überlegung, ob das Vorbild nicht vom Begleiter abgelöst werden müsste. Denn menschliche Existenz ist und bleibt gebrochen sowohl bei den Vorbildern wie auch bei jenen, die ein Vorbild nachahmen.

Im zweiten Teil wird anhand biblischer Gestalten überlegt, was Vorbildlichkeit ausmacht, wer in welcher Hinsicht Vorbild sein kann. Gefragt wird, ob und wie Jakob vor, im und nach dem Kampf am Jabbok ein Modell für Kirche sein könnte. In den Blick genommen wird David und die inner- und nachbiblische Davidkritik. Ein Stück Predigtgeschichte wendet die Frage nach dem Propheten Elia als Vorbild zur Frage nach der Vorbildlichkeit von

Predigern. Nach einem Lob auf Jona bedenkt die Herausgeberin Grenzen und Chancen von Vorbildlichkeit; dabei erinnert sie, wie Luther bei Jesus Christus zwischen sacramentum und exemplum unterscheidet und wie Bonhoeffer in der Christologie die Nachfolge- und Bildthematik aufgreift, während protestantische Theologie heute die Vorbildchristologie skeptischer wertet.

Im dritten Teil geht es um die Kirche und in ihr um «unfehlbar fehlbare Vorbilder». Ein kulturgeschichtlicher Rundgang der in Bern lehrenden Angela Berlis skizziert, wie sich an Vorbildern kulturelle und spirituelle Wertvorstellungen, im Falle der päpstlichen Kanonisierungen aber auch kirchen- und frömmigkeitspolitische Interessen ablesen lassen. An der seliggesprochenen Mutter Teresa und dem erst nach Erscheinen des Buches seliggesprochenen Papst Johannes Paul II. wird die aktuelle Spannung zwischen Verehrern und Kritikern und damit der Konflikt zwischen dem kommunikativen und dem kulturellen Gedächtnis aktualitätsbezogen aufgezeigt. Ebenso aktuell ist die Frage, ob Bischöfin Margot Kässmann mit ihrem Rücktritt nicht dem unevangelischen Missverständnis Vorschub geleistet habe, der Pfarrer sei ein besserer Christ als der gewöhnliche Christ.

Der erste Band einer neuen Reihe ist in verschiedener Hinsicht eine Visitenkarte. Darum stören in diesem Buch Mängel, die ein sorgfältiges Lektorat und Korrektorat nicht hätten übersehen dürfen.

Helga Kuhlmann (Hg.): Fehlbare Vorbilder in Bibel, Christentum und Kirchen. Von Engeln, Propheten und Heiligen bis zu Päpsten und Bischöfinnen. Lit-Verlag, Münster 2010. 240 Seiten, Fr. 39.90.



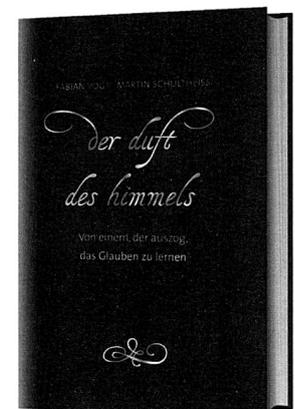
reformierte
S
presse

Die «Reformierte Presse» und die «Schweizerische Kirchenzeitung» stellen monatlich ein Buch der besonderen Art vor.

«Der Duft des Himmels» reicht bis auf die Erde

Adrian M. Berger – Gut erinnere ich mich an die ersten Begegnungen mit jungen Erwachsenen auf einer Psychotherapiestation. Sie stellten dem Spitalpfarrer ihre Glaubensfragen. Diese schlagfertigen, religiösen Analphabeten kannten die Bibel nicht, genossen weder eine christliche Erziehung noch eine kirchliche Sozialisation. Ich konnte auf nichts Gemeinsames rekurrieren. Ihre Fragen brachten mich oft ins Schwitzen: Wo finde ich Gott, wo kann ich ihm begegnen? Wie weiss ich, dass es wirklich Gott ist? Wenn es Gott gibt: warum spüre ich dann nichts davon? Was bringt es mir, wenn ich an Gott glaube? Würde ich beschliessen, glauben zu wollen: wie geht das?

Sie fragten wie Kinder: frisch von der Leber weg, direkt und unverblümt, ohne Rücksicht darauf, was der Gefragte von ihnen denken würde. Fiel meine Antwort unbefriedigend aus, so konnte ich es sofort an ihren Gesichtern ablesen. Dieses aufrichtige, ehrliche Fragen verbot den Rückzug hinter theologische Floskeln und Begriffe. Elementare Fragen verlangen nach elementaren, verständlichen Antworten. Also musste ich so sprechen, dass auch ein Kind verstanden hätte. Wenn möglich, begann ich zu erzählen. – Genau das tut dieses empfehlenswerte kleine Büchlein: Es erzählt eine spannende Geschichte, für Jugendliche (zum Beispiel Konfirmanden) wie für Erwachsene. Der Duft des Himmels reicht bis auf die Erde. Lesen – und dann riechen!



Fabian Vogt, Martin Schultheiss: Der Duft des Himmels. Von einem, der auszog, das Glauben zu lernen. Adeo-Verlag, Asslar 2011. 144 Seiten, Fr. 20.70.

Rolf Weibel war Redaktionsleiter der «Schweizerischen Kirchenzeitung» und arbeitet nachberuflich als Fachjournalist.

Nachrichten von der Baustelle Kirche

Der Basler Bischof Felix Gmür sprach vor katholischen Journalisten

Von Josef Bossart



Bischof Felix Gmür am 10. März 2012 im Domherrensaal in Solothurn

Solothurn. – Stark im Umbruch und eine eigentliche Baustelle sei die Kirche heute, sagte der Basler Bischof Felix Gmür (45) am 10. März in Solothurn vor den Mitgliedern des Schweizerischen Vereins katholischer Journalisten. Die Volkskirche, wie es sie noch in den 70er Jahren gegeben habe, befinde sich heute auf dem Weg zu einer "Zeugniskirche".

Aus der Volkskirche sei zuerst eine "Angebotskirche" geworden, bei der man auf Dienstleistungen habe zurückgreifen können, erläuterte Gmür in seinen Ausführungen, die er ausdrücklich nicht als Thesen, sondern als Diskussionsanstösse verstanden wissen wollte.

Auf dem Weg zur "Zeugniskirche"

Derzeit zeichne sich der Übergang von der Angebotskirche zur "Zeugniskirche" aus, bei welcher der Einzelne aufgerufen sei, in seinem konkreten Alltag Zeugnis von seinem Glauben abzule-

gen. Eine solche Entwicklung verursache Brüche und löse auch Ängste aus. Während die Angebotskirche gleichsam so funktioniere, dass Profis Dienstleistungen für Nutzer erbringen, sei die Zeugniskirche einem partizipativen Modell verpflichtet. Es gebe einerseits "Animatoren oder Moderatoren" und andererseits Menschen, die in diese Bewegung hineingenommen würden. Ein solches Kirchenmodell, wie es da und dort in kleinen Gruppen auch im Bistum Basel bereits praktiziert werde, habe jedoch einen erhöhten Kommunikationsbedarf.

Bei solcher "Interkommunikation" seien alle betroffen und alle gleichzeitig. Möglicherweise sei ein solches Modell einer Zeugniskirche kirchengeschichtlich gesehen einmalig, meinte Felix Gmür. Die Schwierigkeit bei diesem Modell: ein hohes Engagement geht gleichzeitig mit einem hohen Konfliktpotential einher.

Editorial

Frische Ideen. – Wohltuend unverkrampft äussert sich der Basler Bischof Felix Gmür, wenn es um den Blick auf die eigene Kirche geht (siehe nebenstehenden Beitrag). Davon könnte sich der eine oder andere Mitbruder im bischöflichen Amt gewiss eine Scheibe abschneiden. Wo andere sich vorsichtig der Krücke des Kirchenrechts entlang bewegen, wagt er den freien Blick in die noch ungewisse Zukunft.

Die Kirche ist unterwegs zur "Zeugniskirche", davon ist der junge Basler Oberhirte überzeugt. Und diese Kirche lebt von der Vitalität kleiner Gruppen, die sich da und dort bilden und die das Zeug dazu haben, das alte Kirchengebälk mit neuem Leben zu erfüllen. Die Volkskirche gebe es nur noch in den Strukturen, aber nicht mehr in den Köpfen der Menschen, meint Felix Gmür. Und da sei die gute Nachricht die, dass die Menschen neu für unverbrauchte Engagements zu gewinnen sein könnten. **Josef Bossart**

Das Zitat

Kein Kadavergehorsam. – "Als Seelsorger soll man auf das, was einem der Bischof sagt, auch hören, aber nicht ohne Einbezug des eigenen Gewissens. So ist auch im Kirchenrecht (Codex Iuris Canonici, Can. 212) festgehalten, dass es in der Kirche immer um einen 'Gehorsam im Bewusstsein der eigenen Verantwortung' geht. Wenn man also eine bischöfliche Vorgabe mit dem eigenen Gewissen nicht vereinbaren kann, muss man aufstehen und sich wehren. Es gibt in der Kirche keinen Kadavergehorsam."

Gerold Beck, ehemaliger Luzerner Stadtpfarrer, im Interview mit der Neuen Luzerner Zeitung (10. März) zur Weigerung verschiedener Seelsorger im Bistum Chur, den Hirtenbrief von Bischof Vitus Huonder "Ein Wort zur Ehe heute" im Gottesdienst zu verlesen. Stein des Anstosses ist insbesondere die Verweigerung der Sakramente für wiederverheiratete Geschiedene, wie sie die Kirche vorsieht und an die Huonder in seinem Brief erinnert. (kipa)

Andrea Krogmann. – Die 34-jährige Kipa-Journalistin, derzeit Korrespondentin in Jerusalem, ist mit dem Medienpreis 2012 des Schweizerischen Vereins katholischer Journalisten ausgezeichnet worden. Der Preis ging ihr aufgrund zweier Reportagen aus Israel zu: "Rabbi Froman sucht Verständigung mit palästinensischen Nachbarn" sowie "Drei Generationen Frieden an der 'grünen Linie'". (kipa / Bild: Eitan Simanor)



Vitus Huonder. – Der Bischof von Chur wehrt sich gegen Kritik an seinem Hirtenbrief zum Thema Ehe: "Ich vertrete schlicht und einfach die Lehre der Kirche", sagte er in einem Interview mit der "Sonntagszeitung" (11. März); diese Lehre sei zeitlos gültig. Demnach lebten wiederverheiratete Geschiedene "objektiv betrachtet in einer ungeordneten Situation". (kipa)

Benedikt XVI. – Der Papst hat vor einer wachsenden Beliebtheit in der Sexualmoral gewarnt und sich gegen eine Ausweitung des Ehebegriffs auf gleichgeschlechtliche Partnerschaften gewandt. Die Ehe gründe "wesentlich im Ergänzungsprinzip der Geschlechter" und müsse auf Nachwuchs ausgerichtet sein, sagte er am 9. März vor US-amerikanischen Bischöfen im Vatikan. (kipa)

Martin Werlen. – Der 49-jährige Abt des Klosters Einsiedeln ist am 8. März nach mehrwöchigen Spital- und Klinikaufenthalten und intensiver Therapie ins Kloster zurückgekehrt. Am 15. März will er die Öffentlichkeit über seinen Gesundheitszustand informieren. Am 13. Januar hatte sich Werlen beim Badminton-Spiel im Kloster schwer am Kopf verletzt und war wochenlang zur Rehabilitation in Valens SG. (kipa)

Oscar Rodriguez Maradiaga. – Der honduranische Kardinal und Präsident des katholischen Hilfswerke-Dachverbands Caritas Internationalis hat das Wirtschaftsgebaren Europas kritisiert. Auf dem alten Kontinent herrsche eine Verschuldungspolitik, die auf Kosten der kommenden Generationen lebe. (kipa)

Trend zur Zentralisierung

Die zweite "Problemzone" in der heutigen Kirche sieht der Basler Bischof in der Globalisierung und ihren Folgen. Globalisierung habe nämlich die Tendenz, mit Zentralisierung einherzugehen, wie dies nicht nur in der Kirche, sondern auch in Wirtschaft und Politik zu beobachten sei. Das "multiperspektivische Modell" der Globalisierung, bei dem nicht zuletzt verschiedene Ideologien und Lebensmodelle ineinandergriffen, sei nämlich schwer zu praktizieren – und deshalb neige der Mensch eher zur Monoperspektive.

Eine dritte "Problemzone" in der Kirche von heute sieht Felix Gmür im "Ring um Orientierungsinstanzen". Angesichts der grossen Freiheit in der Kommunikation, etwa im Bereich der Social Media, sei in der Kirche die "Gabe der Unterscheidung" mehr denn je gefragt, und für deren Schulung brauche es Orientierung. Tendenziell orientiere man sich in dieser Situation in der Kirche an der jeweiligen Autorität, die die Botschaft verbindlich auslege. "Gegenläufig" zu diesem traditionellen Modell sei eine "unmittelbare" Auslegung der Botschaft des Evangeliums, bei welcher der Autorität die Rolle zukomme, einfach ein möglicher "Richtungsweiser" zu sein.

Grundsätzlich könne sich die Kirche eher an der Vergangenheit oder an der Zukunft orientieren. Beides beinhalte sowohl gute wie schlechte Seiten. Wer beispielsweise die Volkskirche der Vergangenheit verkläre, berücksichtige nur einen kleinen Zeitraum aus der Geschichte der Kirche. Wer sich an der Zukunft orientiere, der baue vorausschauend eine "Kirche für morgen"; falsch wäre es in diesem Zusammenhang jedoch, "alles hinter uns zu verwerfen".

Umbau beim Seelsorge-Personal

Felix Gmür ist seit Januar 2011 Bischof des Bistums Basel. Beim Seelsorge-Personal ist in seinen Augen ein "grosser Umbau" im Gange. Die Biografien der heutigen Seelsorgenden seien im Unterschied zu jenen der 70er oder 80er Jahre "extrem verschieden"; rar seien heute Seelsorgende, die direkt im Anschluss an ihre Mittelschulausbildung Theologie studiert hätten. Viele Seelsorgende hätten deshalb von ihrem Erstberuf her ganz verschiedene Zusatz-Kompetenzen.

Mit Sorge beobachtet der Basler Bischof, dass die Verfügbarkeit der

Seelsorgenden heute zurückgegangen ist; sie seien vielfach an ihrem Lebensort sehr verwurzelt und pendelten deshalb zu ihrer Arbeit. Wo früher ein Pfarrer fast rund um die Uhr an allen Tagen des Jahres zur Verfügung stand, wollen heutige Seelsorgende eine klare Trennung zwischen Arbeit und Privatleben. Nicht zuletzt deshalb gebe es eine starke Tendenz, in der Spezialseelsorge (Heime, Gefängnisse, Jugendseelsorge) tätig zu sein. Es fehlten deshalb heute die Generalisten unter den Seelsorgern, die in der Lage und willens seien, zum Beispiel auch im administrativen oder im finanziellen Bereich mitzuhelfen, wo dies nötig sei.

Und schliesslich: Es fehle in der Kirche zunehmend nicht nur an Priestern, sondern generell an qualifiziertem Personal, also auch an Laientheologen, Katechetinnen, Religionspädagogen. Dass auch die reformierte Kirche mit einem Personalmangel zu kämpfen habe, zeige deutlich, dass das Problem weit über die katholische Zölibatsverpflichtung hinausreiche.

Medien sind "Brückenbauer"

Schliesslich äusserte sich der Basler Bischof auch zum Thema "Kirche und Medien". Medien seien "Brückenbauer" für den Austausch und für den Wettbewerb der Ideen, sagte er, verhehlte aber nicht, dass Medien auch "Gräben" aufreissen könnten. Eher ärgerlich sei für ihn, dass man immer nur auf die hierarchischen Exponenten der Kirche schaue, während die "guten Nachrichten" über "die Kirche als Volk Gottes", die zumeist in den Lokalteilen der Zeitungen zu finden seien, kaum als solche wahrgenommen würden.

Heute hätten, so Gmür, die meisten Journalisten "keine Ahnung von Kirche". Umso stärker seien deshalb die katholischen Journalisten gefordert, gerade in kontrovers aufgenommenen Fragen mit kirchlichem Sachverstand zu arbeiten: "Sie sollen zur Reflexion einladen, ohne polemisch zu sein."

Mit Blick auf den jüngsten Hirtenbrief des Churer Bischofs Vitus Huonder zur Ehe und auch zu den wiederverheirateten Geschiedenen unterstrich Felix Gmür, dass gerade katholische Journalisten das "Dilemma" aufzeigen müssten, welches in diesem Thema stecke. Da gebe es das "Desiderat" Jesu hinsichtlich der Unauflöslichkeit der Ehe, welches ins Kirchenrecht eingegangen sei, da gebe es aber auch die "Barmherzigkeitspraxis" Jesu, und schliesslich gebe es die Wirklichkeit der heutigen Menschen. Aber "absurd" sei es gewiss, wenn gemäss kirchlicher Lehre alle denkbaren Sünden irgendwann und irgendwo vergebungswürdig seien – mit Ausnahme der Wiederverheiratung. (kipa / Bild: Josef Bossart)

"Immer nur mehr Geld, das ist unreif"

Mit Notker Wolf, Abtprimas der Benediktiner, sprach Petra Mühlhäuser

St. Gallen. – "Der Herrgott hat einen grossen Tiergarten", lacht Notker Wolf, "und ich rede mit allen." Er ist Abtprimas der Benediktiner, Bestsellerautor, spielt in einer Rockband und ist bekannt als Gesprächspartner von Politik- und Wirtschaftsprominenten. Er diskutiert aber auch mit Jugendlichen wie kürzlich in St. Gallen.

Jeder will mit dem Abtprimas reden. Zwischen dem Empfang beim Bischof und dem ersten Vortrag an der Kantonschule in St. Gallen habe er sich zurückgezogen und die Vesper gebetet, sagt er. Und nach dem Interview werde er noch die Komplet beten. Auch im Flugzeug tue er das öfters. "Die Gebete sind die Angelpunkte auch meines Tages."

Besonders gefragt ist er bei Unternehmen. Wirtschaftswelt und Mönchtum – wie geht das zusammen? "Es geht immer um Menschen", sagt er. "Wie bringe ich menschliche Charaktere unterschiedlicher Art zusammen?" Und: Wenn mal die Existenz aufgebaut ist, in der Midlife-Crisis, nach einem Schlaganfall – "irgendwann kommt der Punkt, wo sich auch viele Manager fragen: Was soll das Ganze?"

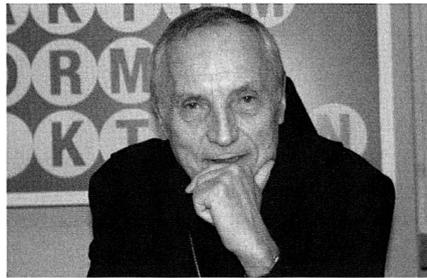
Abzocker: "Wie kleine Kinder"

Und die Abzocker? "Katastrophal", findet er. "Die benehmen sich wie kleine Kinder. Immer nur mehr Geld – das ist unreif. Infantiles Gehabe." Das sage er den Betreffenden auch. Notker Wolf ist dafür bekannt, dass er kein Blatt vor den Mund nimmt. "Political Correctness" ist nicht sein Ding: "Man kann ein Problem nur lösen, wenn man es benennt."

Trotzdem hat er einen differenzierten Blick auf die Wirtschaftswelt: Er kennt manchen Firmenbesitzer, der sozial sehr engagiert ist, und der um seine Verantwortung weiss. Die Patrons alter Schule – es gibt sie noch, ist er überzeugt. Doch wenn man Nachrichten hört, bekommt man immer wieder den Eindruck, Gewinn zu erwirtschaften und menschlich zu sein, das gehe nicht zusammen. "Eine Bank muss Gewinn machen. Die Frage ist, wie viel und mit welchen Mitteln." Man müsse wirtschaftlich denken und zum Beispiel auch sehen, wie viele Arbeitsplätze neu geschaffen wurden, nicht nur wie viele verloren gehen. Dennoch: "Ich wünschte mir, dass die Chefs all die Entlassungsgespräche selber führen müssten", sagt er, denn er hat auch die Not der Betroffenen im Kopf: Was Ar-

beitslosigkeit bedeutet, hat er bei seinem Vater miterlebt. Dabei gehe es um viel mehr als um den Verdienstaustausch. "Müssiggang ist der Feind der Seele", zitiert er die Benediktsregel.

Das tut er oft, auch in seinen Büchern. Sollen denn die Wirtschaftsleute alle wie Benediktineräbte werden? Nein, findet er, doch was Benedikt dem Abt



Abtprimas Notker Wolf in St. Gallen

ans Herz legt, stimme auch für Wirtschaftskapitäne: "Tue nichts ohne Rat, dann brauchst du nichts zu bereuen." Viele Manager würden sich schwer tun damit, weil sie meinten, sie hätten dann nichts mehr zu sagen. "Man muss sehen, wo das rechte Mass liegt." Mass halten – darum geht es in der Wirtschaft und darum geht es immer wieder in der Benediktsregel. Benedikt wusste schon, dass der Mensch zur Masslosigkeit neigt.

Kein Anspruch auf schmerzfrei

Und wie findet man dieses rechte Mass? Für Notker Wolf muss die Freiheit gewahrt bleiben. Und die verlange Verantwortung, zunächst einmal für sich selbst. "Jeder muss sich selber durchbringen. Wenn es dann nicht geht, müssen wir ihn mittragen", meint er mit Blick auf das Thema Sozialhilfe. Das hat ihm schon die Kritik eingebracht, er sei unsozial. "Den anderen dazu befähigen, sich selber zu erhalten – das ist für mich sozial." Und: "Es wird nie schmerzfrei gehen, aber wir haben auch kein Anrecht auf ein schmerzfreies Leben."

Benedikt sehe nicht vor, dass alle gleich viel bekommen, sondern das, was sie benötigen. Er habe seine Regel geschrieben, damit alle in der Gemeinschaft in Frieden leben können. Benedikt hat insbesondere aus der Bibel geschöpft. Seine Regel sei eine Übersetzung in den Alltag. "Da merkt man, dass die Heilige Schrift Frohe Botschaft ist – weil sie zum normalen menschlichen Leben führt." (kipa / Bild: Petra Mühlhäuser)

Mehr Katholiken. – Weltweit zählt die katholische Kirche nach neuesten Vatikan-Angaben 1,196 Milliarden Mitglieder; das entspricht einer Zunahme gegenüber dem Vorjahr um 1,3 Prozent. Rund 17,5 Prozent der Weltbevölkerung sind demnach katholisch. (kipa)

Politisches Personal geht aus. – Die katholische Kirche in Deutschland hat nach Einschätzung des Politikwissenschaftlers Gerd Langguth zunehmend Schwierigkeiten, in der Politik Gehör zu finden. Der säkularisierte Mensch von heute komme eher mit evangelischen Politikern klar, weil der Protestantismus auf die Verantwortung des Individuums und damit auf die persönliche Freiheit setze, während im Katholizismus der Gedanke des katholischen Kollektivs und einer besonderen Verantwortung gegenüber der katholischen Kirche leitend sei. (kipa)

Ökumenischer Gipfel. – Papst Benedikt XVI. und Anglikanerprimas Rowan Williams haben am 10. März gemeinsam einen ökumenischen Vespertagesdienst gefeiert. Wer sich für Gott entscheide, müsse demütig und geduldig den ökumenischen und den interreligiösen Dialog führen, hob der Papst hervor. Williams bekräftigte die gemeinsame "Vision" einer vollständigen sakramentalen Gemeinschaft beider Kirchen. (kipa)

Kritik an "Gender-Ideologie". – Die Schweizer Bischöfe begrüssen es, dass die diesjährige Fastenkampagne der kirchlichen Hilfswerke ("Mehr Gleichberechtigung heisst weniger Hunger") einem besonders stossenden Aspekt der Ungleichheit zwischen Mann und Frau gilt, warnen aber vor einer "Gender-Ideologie". Diese verstehe die Differenz der Geschlechterrollen "allein als Konstrukt des Subjekts und der gesellschaftlichen Konvention" und habe "den Boden der biblischen Offenbarung wie auch des Alltagsverständs der meisten Menschen verlassen", kritisieren die Bischöfe. Und deshalb meinen sie: Der Begriff "Gender" soll nur dann verwendet werden, wenn auch wirklich sichergestellt ist, dass sein Gebrauch nicht als Zustimmung zur Gender-Ideologie verstanden werden kann. (kipa)

Bei der Sexualkunde das Gespräch suchen

Schweizer Bischöfe rufen zu einvernehmlicher Lösung auf

Delsberg JU. – Für eine einvernehmliche Lösung zwischen besorgten Eltern und Lehrpersonen beim Sexualkundeunterricht an öffentlichen Schulen plädieren die Schweizer Bischöfe. In einem Dokument, das zum Abschluss ihrer ordentlichen Versammlung am 7. März veröffentlicht wurde, anerkennen sie den schulischen Sexualkundeunterricht als von den Kantonen verantwortete "Dienstleistung".

Diese Dienstleistung sei ohne Zweifel nützlich und trage auch neuen gesellschaftlichen Entwicklungen Rechnung. Dazu gehöre, dass die Kinder immer früher mit Informationen zur Sexualität konfrontiert werden. Die Sache sei freilich heikel. Denn im pädagogischen Bereich dürften Sexualtheorien und Familienmodelle, die gesellschaftlich in hohem Mass umstritten sind, nicht einfach über Lehrmittel durchgesetzt werden, heisst es in dem Dokument.

Wenn Eltern mit der Sexualerziehung nicht einverstanden seien, sollen sie bei den Lehrpersonen und entsprechenden Behörden intervenieren, empfehlen die Bischöfe. Gleichzeitig liege es in der Verantwortung der Lehrpersonen, darauf zu achten, dass die Sicht einzelner Familien die gesellschaftliche Integration nicht verunmögliche oder ein Mangel an Erziehung in der Familie nicht einfach hingenommen werde.

Liebe ganzheitlich verstehen

Das Christentum habe dazu beigetragen, die Schweizer Kultur zu formen, schreiben die Bischöfe. Dazu gehöre ein ganzheitliches Verständnis von Liebe, in dem die Sexualität ihren Platz habe. Es

wäre bedauerlich, diesen Rahmen zu vergessen und den Akzent einseitig auf die Beschreibung körperlicher Funktionen zu setzen. Es beunruhige die Bischöfe auch, wenn alle Familienmodelle als gleichwertig dargestellt werden. Sexualkunde- und Ethikunterricht dürften nicht dazu benutzt werden, "der Lehre der katholischen Kirche zu widersprechen und einfach andere Modelle zu vermitteln", präzisierte Bischof Norbert Brunner, Präsident der Schweizer Bischofskonferenz, gegenüber Radio Vatikan.

Dispens nicht wirklich eine Lösung

Die Eltern hätten die letzte Verantwortung auch im Bereich der Sexualkunde und sollten deshalb auch die Möglichkeit haben, ihre Kinder vom schulischen Sexualkundeunterricht dispensieren zu lassen, falls sie Bedenken hätten, sagte Brunner weiter. Ein Dispens sei jedoch aus Sicht der Bischöfe keine Lösung, sondern man müsse vielmehr mit den Lehrern zum Thema ins Gespräch kommen. Denn die Eltern könnten ihre Verantwortung für die Gesamtheit der Erziehung nur so auch wirklich wahrnehmen.

Im Dezember hatte der Churer Bischof Vitus Huonder den Sexualkundeunterricht in der Schweiz in einem Interview scharf kritisiert und gefordert, dass Eltern ihr Kind für dieses Fach dispensieren lassen können. Der Sexualkundeunterricht dürfe nur dann in der Schule stattfinden, wenn er dem religiösen Glauben der Eltern als den Erziehungsberechtigten "nicht fundamental" widerspreche. (kipa)

Seitenschiff

Kirche für Dummies. – Selbst gestandene Kirchenprofis dürften im Bistum Chur langsam den Überblick verlieren. Deshalb in Kürze das Wichtigste für Banausen.

Wer aus der Kirche ausgetreten ist, aber dennoch seelsorgliche Dienste der Kirche in Anspruch nehmen will, darf dies neuerdings im Bistum Chur problemlos. Denn als Getaufter bleibt er kirchlich vollberechtigt. Unauslöslich ist nämlich das "Prägemal des Taufsakramentes". Die neuesten Churer Leitlinien raten den Kirchgemeinden deshalb entschieden davon ab, Ausgetretenen-Tarife für kirchliche Dienstleistungen festzulegen. Hingegen sollen die Ausgetretenen daran erinnert werden, dass es in der Kirche gemäss Kirchenrecht eine Solidaritätspflicht gibt ("Die Gläubigen sind verpflichtet, für die Erfordernisse der Kirche Beiträge zu leisten") – und deshalb sollen sie, aber bitte "mit grossem pastoralem Fingerspitzengefühl", um einen Obolus gebeten werden.

Weniger Federlesens wird im zweiten Fall gemacht. Wer nicht aus der Kirche ausgetreten ist – und auch nicht im Geringsten daran denkt, selbiges zu tun –, hingegen das Pech hat, ein wiederverheirateter Geschiedener zu sein und damit gemäss kirchlicher Lehre in einem Zustand des permanenten Ehebruchs lebt, der darf nicht zum Empfang der Sakramente zugelassen werden. Das ruft der Churer Bischof Vitus Huonder in seinem neuesten Hirtenbrief salbungsvoll in Erinnerung.

Wie heisst es doch so schön irgendwo in der Bibel? Wer es fassen kann, der fasse es. **job** (kipa)

Zeitstriche

Sie lassen arbeiten. – Ultraorthodoxe jüdische Männer in Israel, intensiv mit dem Tora-Studium beschäftigt, arbeiten vermehrt, erreichen aber lange nicht den Anteil von Frauen. Der Beschäftigtenanteil der Männer stieg um 7 auf 45 Prozent. Bei den Frauen blieb die Beschäftigtenquote unverändert bei rund 60 Prozent. – Karikatur für Kipa-Woche: Monika Zimmermann (kipa)



Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:

Josef Bossart

Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.

Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch

Abonnemente:

Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement: Fr. 145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

CHINA, QUO VADIS IM JAHR DES DRACHEN?

Am 23. Januar feierten die Chinesen in China, aber auch in Taiwan, Singapur und im Westen ihr Neues Jahr. Es ist das Jahr des Drachen im zwölfjährigen Kalenderzyklus. Der Drache ist für Chinesen das glücklichste Symbolzeichen von den zwölf Tierkreisen. Es soll Reichtum und Glück, Prosperität, langes Leben und Harmonie bringen. China aber bräuchte nebst seinem beachtlichen wirtschaftlichen Erfolg, der bisher nur einem Teil des 1,4-Milliarden-Volkes zugute kam, ein Jahr, das für alle Chinesen eine gerechtere Verteilung der Güter, ein glücklicheres, harmonischeres Leben und vor allem die Einhaltung der allgemeinen, elementaren Menschenrechte im Reich der Mitte brächte, besonders auch für inhaftierte Bischöfe und Priester der katholischen Kirche.

Menschenrechtsverletzungen noch und noch

Wer einen Blick auf die Vorgänge im heutigen China wirft, stellt unschwer fest: Es brodeln im Reich der Mitte. Die «Jasminrevolution» und die Vorgänge im nördlichen Afrika haben in der Kommunistischen Partei Angst und Schrecken ausgelöst. Aber auch die sozialen Missstände in China selber lösen immer mehr Unruhen und Aufstände aus. Zu Hunderttausenden beschwerten sich Chinesen über ungerechte Landenteignungen, Korruption der Mächtigen, gewaltsame Unterdrückung der Meinungs- und Pressefreiheit, strukturelle Missstände und nicht zuletzt über die Unterdrückung der Religionsfreiheit, vor allem in Gebieten in und um Tibet, wo sich im letzten Halbjahr über ein Dutzend Mönche und Nonnen als Protest gegen die Unterdrückung mit Benzin übergossen und angezündet haben. Aber das Regime versucht mit allen Mitteln, diese Konflikte unter Kontrolle zu halten und zu «Aufmüpfen» mit teils drakonischen Massnahmen zu unterdrücken. Kritische Schriftsteller werden wegen angeblicher Untergrabung der Staatssicherheit zu langjährigen Gefängnisstrafen verurteilt. Eine Veröffentlichung eines unliebsamen Gedichtes genügt, um für zehn Jahre ins Gefängnis gesteckt zu werden. Ein gleiches Schicksal ereilt Anwälte, die sich für die Einhaltung der Menschenrechte einsetzen. Kritische Stimmen gegen das Regime, ob von Anwälten, Schriftstellern, Dissidenten, buddhistischen Mönchen und anderen religiösen Führern geäussert, dürfen nicht sein und müssen daher mit allen Mitteln im Keim erstickt werden, um so einen unkontrollierbaren Flächenbrand zu verhindern. Auch wer kritische Fragen zu den bevorstehenden Erneuerungswahlen der Regierungsspitze und des Politbüros im Herbst äussert oder etwa demokratischere Schritte

fordert, wird als subversiv eingestuft und muss mit Gewalt zum Schweigen gebracht werden. Menschenrechtsbeobachter aus dem Ausland stellen fest, dass sich die diesbezügliche Situation seit der Olympiade 2008 massiv verschlechtert hat, obwohl man damals das Gegenteil erhoffte. Aber ob eine Gesellschaft sich auf lange Sicht mit drakonischen Massnahmen gegen exzessiven Machtmissbrauch der wirtschaftlichen und politischen Oligarchie einschüchtern lässt, darf mit Fug und Recht bezweifelt werden. Auch hier könnte man sich an das geflügelte Wort des ehemaligen Sowjetführers Gorbatschow erinnern: «Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben!»

Zwar werden ab und zu auch von ranghöchsten Politikern Reformen und gewisse Änderungen gefordert. So hat Premierminister Wen Jiabao kurz vor dem chinesischen Neujahr noch zu wiederholten Malen «politische Reformen» gefordert und gesagt, dass die Führer aufs Volk hören müssen. Doch in Tat und Wahrheit spürt man davon zurzeit herzlich wenig. Es entsteht der Eindruck, diese Politiker wollen nur mit einem guten Ruf aus der Politik ausscheiden, ohne wirklich echte Reformen zu wollen. Man darf gespannt sein, ob die chinesischen Astrologen Recht bekommen, dass das Jahr des Drachen wirkliche Veränderungen in China bringe. Sicher ist, dass weltweit wichtige Wahlen anstehen, deren Ausgänge mögliche Wechsel einleiten, etwa die Präsidentenwahlen in den USA, Russland, Frankreich und nicht zuletzt in China, wenn Präsident Hu Jintao und Premierminister Wen Jiabao im Oktober von ihren Posten zurücktreten.

Massive Einschüchterung gegenüber den christlichen Kirchen

Ein Blick auf das vergangene Jahr zeigt unschwer auf, dass auch die katholische und die reformierte Kirche von Unterdrückungsmassnahmen nicht verschont wurden. 2010 und 2011 wurden nach längerer Zeit erstmals wieder zwei illegale katholische Bischofsweihen ohne Zustimmung aus Rom vorgenommen, zum Teil unter enormem Druck auf Bischöfe, die zur Teilnahme an diesen Bischofsweihen gezwungen wurden. Prompt erfolgten scharfe Reaktionen aus dem Vatikan, nämlich die Exkommunikation der beiden Bischöfe. Seither haben sich die sino-vatikanischen Beziehungen laufend verschlechtert. Einzelne Bischöfe stehen unter Hausarrest und werden rund um die Uhr von Polizisten bewacht. Andere werden systematisch daran gehindert, ihre pastoralen Aufgaben zu erfüllen. Von einzelnen, wie etwa dem Weihbischof Josef Xing aus Schanghai, weiss man seit Wochen nicht, wo sie sich befinden. Steht er irgendwo unter Hausarrest oder in


 CHINA

Peter Baumann Chen, lic. phil., lebte mehrere Jahre in Japan und war Sachbearbeiter der Bethlehem Mission Immensee für den Fernen Osten. Nunmehr in Pension, unternimmt er auch weiterhin regelmässig Reisen nach Asien.

«Umschulung»? Wiederum andere Bischöfe und Priester werden offen zu «politischen Schulungsveranstaltungen» gezwungen. Vor allem spielt die Katholische Patriotische Vereinigung (KPV) ein undurchsichtiges Doppelspiel. Einerseits will sie angeblich die (offizielle) Kirche fördern und ist bestrebt, Bischofsweihen für die rund vierzig Diözesen vorzunehmen, deren Bischofsitze zurzeit vakant sind. Aber immer müssen es Bischöfe nach ihrem Gutdünken und ihren Prinzipien sein. Sehr oft entsprechen diese Kandidaten jedoch nicht den Kriterien des Vatikans. Immer wieder wird in offiziellen Stellungnahmen gemäss ihren Statuten eine von Rom unabhängige, katholische Nationalkirche gefordert. Damit aber wird eine längst notwendige Versöhnung zwischen der so genannten Untergrundkirche und der offiziellen gezielt verhindert.

Verhärtete Fronten

Von Seiten der United Front, einer Dachorganisation der Kommunistischen Partei, die zum Ziel hat, alle Kräfte zum Aufbau einer «sozialistischen Gesellschaft» zu vereinigen, wurde vor rund einem Jahr ein geheimes Papier veröffentlicht, in welchem in fünf Punkten die Politik des kommunistischen Regimes zur katholischen Kirche festgehalten wird. Erstens wird die Nationalversammlung der chinesischen Katholiken vom Dezember 2010 in vollen Tönen gelobt. Zweitens soll alles getan werden, was die «offizielle Kirche» fördert. Ebenso soll drittens alles unternommen werden, um die inoffizielle (Untergrund-)Kirche in ihren Aktivitäten und in ihrer Entwicklung zu behindern. Viertens sollen alle Ausländer und kirchlichen Kreise, welche die Kirche in China unterstützen, sehr genau beobachtet werden, und fünftens sollen die offiziellen Bischofsweihen ohne Zustimmung Roms weitergeführt werden. Ein gut informierter chinesischer Priester sagte mir unlängst, dass die United Front durch die Patriotische Vereinigung über ein sehr ausgeklügeltes Überwachungssystem von Internet, Telefonen und Besuchen von Ausländern verfüge. Über alles, was die katholische Kirche betreffe, wisse sie detailliert Bescheid.

Sehr viel Erstaunen ausgelöst hat im Vatikan im letzten Herbst auch eine Massnahme, nach welcher zwanzig dem Vatikan nahe stehende Personen, vorwiegend Priester, auf eine schwarze Liste gesetzt wurden, denen die Einreise nach China nun verweigert wird. Unter anderem sind dies: Fr. Franco Mella, italienischer Missionar in Hongkong, Fr. Bruno Lepeu, Oberer der Pariser Missionare in Hongkong, ebenfalls in Hongkong wohnhaft, Fr. Gianni Criveller, China-Beobachter in Hongkong, und Fr. Angelo Lazarotto, PIME-Missionar, der seit 1978 jedes Jahr nach China gefahren ist. Ihm wurde im letzten Herbst als Leiter einer italienischen Reisegruppe von Mailand auf dem Flughafen in Beijing die Einreise nach China verweigert, obwohl er ein gültiges Reisevisum bei sich hatte. Er wurde anderntags direkt wieder mit einem Flug-

zeug zurückspediert. Anders als reine Schikanen kann man wohl diese Einschränkungen kaum bezeichnen.

Unangenehme Fragen bezüglich inhaftierter Bischöfe und Priester

Rund eine Woche vor dem chinesischen Neujahr stellt «Asia-News» in einem Brief an Präsident Hu Jintao und an die chinesische Botschaft in Rom unbequeme und bisher nie beantwortete Fragen nach drei Bischöfen und sechs Priestern, die seit Jahren ohne Gerichtsverfahren in Verwahrung oder im Gefängnis einfach verschwunden sind. Im Brief wird ihre Freilassung gefordert, damit sie, wie Hunderte von Millionen andere Chinesen auch, am Neujahr zur ihren Familien zurückkehren könnten. Eine solche Freilassung könnte ein Zeichen echter Hoffnung und guten Willens sein. Da sie nie verurteilt wurden, weiss man nicht, ob sie im Gefängnis, in Arbeitslagern, den berüchtigten Laogais, sind, unter Polizeigewahrsam stehen oder ob sie überhaupt noch am Leben sind.

Die Namen der verschwundenen Bischöfe und Priester sind folgende: Bischof James Su Zhimin, Untergrundbischof von Baoding, Hebei, ca. 80 Jahre alt. Er wurde am 8. Oktober 1987 von der Polizei verhaftet. Ein Grund wurde nie angegeben, auch nicht, ob je ein Prozess stattgefunden hat. 2003 wurde er zufällig in einem Krankenhaus entdeckt, von Polizei umgeben. Kurz danach verschwand er wieder. Alles in allem hat er über 40 Jahre in Gefangenschaft verbracht. Bischof Cosma Shi Enxiang, Untergrundbischof von Yixian, Hebei, 90 Jahre alt. Er wurde am Karfreitag 2001 verhaftet. Die Zeit von 1950 bis 1980 verbrachte er zuerst im Gefängnis, später in Arbeitslagern in Heilongjiang und in Kohleminen in Shanxi. Nach 1983 wurde er wiederum für drei Jahre unter Hausarrest gestellt, dann 1989 für drei weitere Jahre bis 1993. Insgesamt hat er 51 Jahre in Gefangenschaft verbracht, ohne irgendeine offizielle Verurteilung. Bischof Joseph Lu Genjun, Generalvikar von Baoding, Hebei. Er verschwand am 17. Februar 2006 in Polizeigewahrsam zusammen mit einem andern Priester, der ins Xushi-Gefängnis überführt und später wieder freigelassen wurde. Von Bischof Lu fehlt bis heute jede Spur. 2008 verlangten seine Gläubigen von der Regierung seine Freilassung, damit er seine sterbenden Eltern besuchen könne. Aber auch dieser Akt der Pietät, der in China so wichtig ist, wurde ihm verweigert. Priester Zhang Jianlin, Priester der Untergrundkirche der Diözese Xuanhua, Hebei. Fr. Zhang wurde vom Büro für Religiöse Angelegenheiten am 22. Juni 2011 festgenommen und bleibt seither verschwunden. Zwei Jahre zuvor wurde er unter Hausarrest gestellt, physisch und körperlich misshandelt, um ihn zu zwingen, die von Rom nicht anerkannte offizielle Bischofskonferenz zu unterstützen und der Patriotischen Vereinigung beizutreten. Priester Cui Tai, Untergrundpriester der Diözese Xuanhua, Hebei. Am 22. Juni 2011 wur-

de er in Polizeigewahrsam genommen und ist seitdem spurlos verschwunden. Er wurde früher schon öfters verhaftet und wieder freigelassen. Von 1993 bis 1996 sass er im Gefängnis. Er wurde misshandelt, litt Hunger und verlor zwei Zähne.

Bischöfe und Priester, die festgenommen oder in Haft sind: Fr. Liu Honggen, Untergrundpriester der Diözese Baoding, verhaftet am 27. Dezember 2006, zusammen mit andern acht Priestern. Fr. Lui ist derzeit im Gefängnis von Qingyuan. Fr. Ma Wuyong, Untergrundpriester der Diözese Baoding. Er wurde zusammen mit acht Priestern im August 2004 in Suijiazhuang, Hebei, festgenommen. Die Priester hatten sich versammelt, um ihr erstes Jahr der Priesterweihe zu feiern. Fr. Ma ist derzeit in einem Gefängnis in Qingyuan. 2006 wurde er für einen Monat freigelassen, dann aber wieder in Haft genommen. Fr. Wang Chengli, Untergrundpriester der Diözese Heze, Shandong. Er wurde am 25. August 2011, damals 48 Jahre alt, zu zwei Jahren Zwangsarbeit verurteilt, vermutlich weil auch er sich weigerte, der Patriotischen Vereinigung beizutreten. Er wurde ins Konzentrationslager Jining verlegt. Bischof Wu Qinjing, offizieller Bischof der Diözese Zhouzhi, Shaanxi. Seit November 2007 hat die Regierung ihn im Kleinen Seminar von Xian unter Hausarrest gestellt und gehindert, all seine Aktivitäten als Bischof weiterzuführen. Bischof Wu wurde heimlich, ohne Genehmigung der lokalen Patriotischen Vereinigung, zum offiziellen Bischof der Diözese Zhouzhi geweiht. Er wurde gezwungen, «die Verordnungen der Patriotischen Vereinigung auswendig zu lernen», euphemistischer Ausdruck für Gehirnwäsche!

Diese Beispiele zeigen mit aller Deutlichkeit, wie die «Religionsfreiheit» in China ausgelegt wird. Natürlich gibt es Unterschiede in der «Handhabung» der Kirchen, besonders der Untergrundkirche. Je nach Ort und Einstellung der lokalen Behörden des Büros für religiöse Angelegenheiten können die Priester mehr oder weniger frei ihre priesterlichen Funktionen ausüben. Aber der Druck auf die Untergrundkirche, der offiziellen beizutreten, ist überall feststellbar. Und weil letztere nach Statuten der Patriotischen Vereinigung eine von Rom unabhängige Nationalkirche werden soll, weigert sich vor allem die Untergrundkirche, der offiziellen beizutreten. Aber wie diese Beispiele zeigen, kann von Religionsfreiheit, wie wir sie verstehen, nicht die Rede sein. Man darf gespannt sein, wie die Botschaft in Rom und Präsident Hu Jintao auf den Brief reagieren, wenn überhaupt.

Schwierige Verhältnisse zwischen Vatikan und Beijing

Genauere, präzise Zahlen über die katholische Kirche in China gibt es nicht. Immer noch wird unterschieden zwischen «Offizieller Kirche», d. h. offiziell registrierter Kirche und von der Regierung anerkannt, und «Untergrundkirche» (UGK), nicht registrierter, und

daher von der Regierung auch nicht anerkannt. Von den Bischöfen gibt es nur rund ein gutes halbes Dutzend, die vom Vatikan nicht anerkannt sind. Auch muss betont werden, dass die Grenzen zwischen diesen beiden Gruppierungen Offizielle und Untergrund nicht immer ganz klar sind. Ein weiteres Merkmal der UGK ist ihre vorbehaltlose Treue zum Papst und gegen eine von der Katholischen Patriotischen Vereinigung (KPV) geforderte unabhängige Nationalkirche. Eine solche würde aber wohl auch von einem Grossteil der Bischöfe und Priester abgelehnt. Das grosse Problem ist, dass die offizielle Kirche von der nicht kirchlichen, sehr oft antikirchlichen Organisation der «katholischen Patriotischen Vereinigung» kontrolliert wird, der auch die chinesische Bischofskonferenz unterstellt ist. Die Bischofskonferenz ihrerseits ist von Rom nicht anerkannt, weil dort von Rom nicht anerkannte Bischöfe mitwirken, andererseits aber von der Regierung nicht anerkannte Bischöfe (der Untergrundkirche) ausgeschlossen sind. Wenn die Regierung bereit wäre, der katholischen Kirche wirkliche Freiheit zu gewähren, würden sich die beiden Gruppierungen wohl sehr schnell finden. Hier liegt auch wohl der wichtigste Streitpunkt zwischen dem Vatikan und Beijing, dass immer noch keine diplomatischen Beziehungen bestehen. Und die von der Regierung Ende der fünfziger Jahre für die Kontrolle der katholischen Kirche eingesetzte KPV ist nicht bereit, ihre Machtbefugnisse abzugeben. Aber auch hier gilt das Sprichwort: «Divide et impera!» Ein Versöhnungsprozess zwischen dem Vatikan und Beijing hat letztes Jahr durch die illegalen Bischofsweihen einen schweren Rückschlag erlitten. Seither haben sich die Standpunkte verhärtet, und es sieht nicht nach einer baldigen Lösung aus. Offiziell nennt man 5,6 Millionen Katholiken. Schätzungen gehen aber mindestens von 12 bis 14 Millionen aus. Im Vergleich zur Gesamtbevölkerung von rund 1,3 Milliarden beträgt ihr Anteil kaum ein Prozent (vgl. Aufstufung in Randspalte).

Gebetstag für China

Die «Ökumenische Gesellschaft Schweiz China» führt seit vier Jahren jeweils am 24. Mai, den Papst Benedikt XVI. zum Gebetstag für China erklärt hat, an verschiedenen Orten einen Gebetstag mit einem Gottesdienst und zwei Kurzvorträgen durch. Dieses Jahr findet der Gottesdienst in der Theresienkirche in Fribourg statt, abends um 18 Uhr. Wie sehr China des Gebets bedarf, zeigen obige Ausführungen zur Genüge. Vor allem wollen wir aller verhafteten Bischöfe, Priester, Pastoren und Gläubigen gedenken, die wegen ihres Glaubens verfolgt und verhaftet werden. Aber auch die für die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse Verantwortlichen bedürfen der «Führung des Geistes», damit China mit seiner Jahrtausende alten Kultur für alle seine Bürger zu einer gerechteren, harmonischen Gesellschaft wird. *Peter Baumann*

CHINA

Zahlen zur katholischen Kirche in China:

Diözesen: offizielle 97, 40 davon ohne Bischof; nach Kirchenrecht von 1946 138; Bischöfe: offizielle 65, im Untergrund 39; Priester: offizielle 1900, im Untergrund 1300; Männliche Ordensleute: 350 (Franziskaner, Steyler, Jesuiten usw.); Schwestern: offizielle 3800, im Untergrund 1550; Noviziate: offizielle 40 mit ca. 100 Schwestern in Ausbildung, im Untergrund 20 mit ca. 100 Schwestern in Ausbildung; Seminare: offizielle 10 mit ca. 630 Seminaristen; Kleine Seminare: offizielle 30 mit ca. 630 Seminaristen, im Untergrund 10 mit ca. 550 Seminaristen.

AMTLICHER TEIL

ALLE BISTÜMER

«Mehr Gleichberechtigung heisst weniger Hunger»

Mediencommuniqué der 295. Ordentlichen Versammlung der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) vom 5. bis zum 7. März 2012 in Delsberg

Die Schweizer Bischofskonferenz (SBK) hat sich vom 5. bis 7. März 2012 im Centre Saint-François in Delsberg zur 295. Ordentlichen Versammlung getroffen.

Die Bischöfe befassten sich an ihrer Versammlung mit der ökumenischen Kampagne des Fastenopfers «Mehr Gleichberechtigung heisst weniger Hunger». Im Rahmen dieser Kampagne erhält das Solidaritätswerk der Schweizer Katholiken in der Fastenzeit zahlreiche Spenden. Dafür danken die Bischöfe allen Spenderinnen und Spendern und ermutigen alle Gläubigen, das Fastenopfer grosszügig zu unterstützen. Nach wie vor ist das Recht auf Nahrung für mehr als eine Milliarde Menschen nicht gewährleistet. Die Bischöfe begrüssen es, dass dieses Jahr die Kampagne einem besonders stossenden Aspekt der Ungleichheit zwischen Mann und Frau gilt: Zwischen 60 und 70 Prozent der Hungernden sind Frauen, wie den UNO-Statistiken zu entnehmen ist. Die Frauen, die «die Welt ernähren», haben am wenigsten zu essen.

Die Bischöfe unterstützen die Kräfte, die wie das Fastenopfer in Übereinstimmung mit dem christlichen Menschenbild für die gesellschaftliche Gleichberechtigung von Mann und Frau eintreten. Sie lehnen aber die Gender-Ideologie und die extremen Formen des Feminismus ab, welche die Differenz der Geschlechterrollen allein als Konstrukt des Subjekts und der gesellschaftlichen Konvention verstehen und den Boden der biblischen Offenbarung wie auch des Alltagsverständs der meisten Menschen verlassen haben. Es ist angeraten, den Begriff «Gender» nur dann zu verwenden, wenn sichergestellt ist, dass sein Gebrauch nicht als Zustimmung zur Gender-Ideologie verstanden werden kann.

Sexualerziehung in der öffentlichen Schule

Die Bischöfe haben eine Erklärung über die Sexualerziehung in der öffentlichen Schule in der Schweiz verabschiedet. Sie bestätigen darin, dass die Schule sich aus gutem Grund auf diesem Gebiet engagiert. Sie darf aber nicht die Rechte der Eltern beschneiden, de-

nen die Erstverantwortung in der Erziehung ihrer Kinder zukommt [siehe das nachfolgend abgedruckte Dokument].

In Kürze

– Im Auftrag der Schweizer Bischofskonferenz wird Bischof Markus Büchel zum 1. August 2012 eine Botschaft über die gegenwärtige Finanzkrise veröffentlichen. Die Botschaft wird diese Krise im Licht des christlichen Menschenbildes und der katholischen Soziallehre betrachten.

– Im Jahr 2013 werden die Schweizer Bischofskonferenz und die Inländische Mission 150 Jahre alt. Das Jubiläum begehen die beiden Institutionen gemeinsam am 2. Juni 2013 mit einem Festgottesdienst und einem Festakt in Einsiedeln.

– Der Bischof von Lausanne, Genf und Freiburg, Charles Morerod OP, übernimmt innerhalb der SBK die Verantwortung für die Medien in der französischen Schweiz.

– Für die Zeit der Verhinderung von Abt Martin Werlen übernimmt der Bischof von St. Gallen, Markus Büchel, die Verantwortung für das Fachgremium «Sexuelle Übergriffe in der Pastoral».

– Am 8. und 9. Mai 2012 findet erstmals eine Begegnung zwischen der Schweizer Bischofskonferenz und der Versammlung der orthodoxen Bischöfe für die Schweiz statt. Die Begegnung dient dem Austausch mit der neu geschaffenen Versammlung der orthodoxen Bischöfe, denen die Seelsorge der orthodoxen Gemeinschaften in der Schweiz anvertraut ist.

– Die Bischöfe haben den Schlussbericht der evangelisch/römisch-katholischen Gesprächskommission über das Sakrament der Taufe entgegengenommen. Die Gesprächskommission ist ein ökumenisches Expertengremium des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes und der SBK.

Begegnungen

– Der Apostolische Nuntius in der Schweiz, Erzbischof Diego Causero, hat der Versammlung der Bischofskonferenz einen freundschaftlichen Besuch abgestattet. Er war begleitet von Nuntiaturssekretär Mgr. Seamus Patrick Horgan.

– Abt Martin Werlen, der am 13. Januar verunfallt ist und sich derzeit in einer Rehabilitationsklinik aufhält, hat den Mitbrüdern in der SBK einen persönlichen Brief zukommen lassen. Die Bischöfe freuen sich, dass er darin aufgrund der Fortschritte im Genesungspro-

zess ankündigte, seine Arbeit in absehbarer Zeit wieder aufnehmen zu können.

Delsberg, 7. März 2012

Walter Müller, Informationsbeauftragter SBK

Sexualerziehung an öffentlichen Schulen in der Schweiz

In den vergangenen Monaten bzw. Jahren wurden in einigen Kantonen der Schweiz, wie in anderen Ländern, Sexualerziehungsprogramme in öffentlichen Schulen eingeführt, auf verschiedenen Schulstufen je nach Kanton.

Diese von den Kantonen verantwortete Dienstleistung ist ohne Zweifel nützlich und trägt auch neuen gesellschaftlichen Entwicklungen Rechnung. Dazu gehört, dass die Kinder immer früher mit Informationen zur Sexualität konfrontiert werden. Die Sache ist freilich heikel. Denn im pädagogischen Bereich dürfen Sexualtheorien und Familienmodelle, die gesellschaftlich in hohem Mass umstritten sind, nicht einfach über Lehrmittel durchgesetzt werden.

Die Schule kann die Rolle der Eltern nicht ersetzen. Denn die Eltern tragen für die Erziehung ihrer Kinder die Hauptverantwortung, und sie können in diesem Bereich schweren Gewissenskonflikten ausgesetzt sein. Sie vermögen am besten zu beurteilen, was ihren Kindern wie und wann angemessen gesagt werden soll, unter Berücksichtigung der unterschiedlichen persönlichen Entwicklung jedes Kindes und der Erziehungsgrundsätze jeder Familie. Wenn Eltern mit der Sexualerziehung nicht einverstanden sind, sollen sie bei den Lehrpersonen und entsprechenden Behörden intervenieren. Gleichzeitig liegt es in der Verantwortung der Lehrpersonen, darauf zu achten, dass die Sicht einzelner Familien die gesellschaftliche Integration nicht verunmöglicht oder ein Mangel an Erziehung in der Familie nicht einfach hingenommen wird.

Das Christentum hat dazu beigetragen, unsere Kultur zu formen. Dazu gehört ein ganzheitliches Verständnis der Liebe, innerhalb dessen die Sexualität ihren Platz hat. Es wäre bedauerlich, diesen Rahmen zu vergessen und den Akzent einseitig auf die Beschreibung körperlicher Funktionen zu setzen. Es beunruhigt uns auch, wenn alle Familienmodelle als gleichwertig dargestellt werden.

Deshalb laden wir die Eltern ein, ihre Verantwortung wahrzunehmen und die zuständigen Behörden, diese zu respektieren.

Delsberg, 7. März 2012

Die Schweizer Bischöfe

BISTUM BASEL

Ernennungen

Seppi (Josef) Hodel wird Regionalverantwortlicher in der Bistumsregion St. Viktor ab 1. September 2012.

Die Nachfolge von Dr. Urs Corradini übernimmt Seppi Hodel-Bucher, Gemeindeleiter und Dekanatsleiter. Seppi Hodel ist in Buttisholz (LU) aufgewachsen. Von der Kantonschule Beromünster erhielt er 1977 das Maturazeugnis Typus B. Nach seinem Theologiestudium in Luzern und Paris empfing er am 23. Juni 1984 durch Bischof Otto Wüst die Institutio.

Seppi Hodel war von 1984 bis 1995 Pastoralassistent (St. Sebastian, Wettingen [AG], und Maria Himmelfahrt, Balsthal [SO]). Seit 1995 ist er Gemeindeleiter der Pfarrei Herz Jesu Egolzwil-Wauwil (LU). Seit 1998 ist er Mitglied der Synode der staatskirchenrechtlichen Körperschaft im Kanton Luzern, seit 1999 im Vorstand des Dekanats Willisau, seit 2004 als Dekanatsleiter. 2006–2010 engagierte er sich in der Notfallseelsorge des Kantons Luzern.

Dr. Joachim Köhn wird Pastoralverantwortlicher ab 1. Juni 2012

In der Nachfolge von Christine Rammensee-Stadelhofer ergänzt Dr. Joachim Köhn das Team im Bischofsvikariat Pastoral und Bildung. Joachim Köhn ist im Bistum Bamberg aufgewachsen. 1978 machte er das musisch-neusprachliche Abitur am E.T.A.-Hoffmann-Gymnasium in Bamberg. Er studierte in Innsbruck, München und Rom Philosophie und Theologie (Promotion in Theologie in Innsbruck). In Rom machte er zusätzlich ein Diplom in Kommunikationswissenschaften. Nach Erfahrungen als Pastoralassistent in der Pfarreiseelsorge in Bamberg, Rom und Niederurnen-Bilten (GL) übernahm er 1991 die Leitung der Lehrmittel- und Medienstelle BS/BL in Basel, seit der Überführung in die ökumenische Medienverleihstelle BS/BL (2005) als Co-Leiter. Seit 1991 unterrichtet er in Teilzeitpensen konfessionellen Religionsunterricht (Oberstufe, Gymnasium) und das Fach «Religion + Kultur» (Gymnasium). 2009 wurde er zum Co-Dekanatsleiter für das Dekanat Basel-Stadt ernannt. Bischof Felix Gmür wird ihm 2012 die Institutio erteilen.

Adrienne Suvada wird Kommunikationsverantwortliche der Diözese Basel ab 1. Juni 2012

Als Kommunikationsverantwortliche für das Bistum Basel arbeitet zukünftig Adrienne Suvada. Sie ist in Zürich aufgewachsen und erhielt 2005 das Maturitätszeugnis vom Lite-

raturgymnasium Rämibühl in Zürich. Ihr Studium an der Universität Santa Croce in Rom schloss sie 2009 mit dem Lizentiat in Kommunikationswissenschaften ab. 2008 wurde sie für die Unternehmenssoftware SAP für «Solution Architect ERP – Integration der Geschäftsprozesse» zertifiziert.

Während ihres Studiums arbeitete sie als Journalistin/Korrespondentin für verschiedene Printmedien, Radio und TV. Nach ihrem Studium arbeitete sie zunächst für die Päpstliche Schweizergarde im Büro für Aussehenbeziehungen, dann bei einer Schweizer Unternehmung in der Kommunikationsabteilung. Seit Januar 2011 ist sie Leiterin Kommunikation/Marketing der Sektion Zürich des TCS.

Livia Wey-Meier wird Theologische Mitarbeiterin für den Diözesanbischof und das Generalvikariat ab 16. April 2012

Als Theologische Mitarbeiterin wird Livia Wey theologische Hintergrundarbeit leisten: Dossiers bearbeiten, Literatur sichten, anspruchsvolle Korrespondenz vorbereiten. Sie wird nicht im Bereich von Terminabsprachen und Sekretariatsarbeiten tätig sein.

Livia Wey-Meier ist in Gunzwil (LU) aufgewachsen. 1998 erhielt sie das Maturitätszeugnis Typus A der Kantonsschule Beromünster. Sie studierte an der Universität Luzern Theologie (Nebenfach: Rechtswissenschaft in Bern). 2006 bis 2009 arbeitete sie als Pastoralassistentin (Pfarrei Liebfrauen, Nussbaumen [AG], Pfarrei St. Mauritius, Emmen [LU]). Am 18. Mai 2008 erteilte ihr Weihbischof Martin Gächter die Institutio. Zuletzt war sie wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Pastoraltheologie der Theologischen Fakultät der Universität Luzern. Sie war Mitorganisatorin der Ringvorlesung «WoMan in Church» und Mitherausgeberin der entsprechenden Publikation (2004–2006) sowie Mitglied der Projektgruppe der 4. Schweizer Frauensynode (2005–07).

Dr. Markus Thürig, Generalvikar

Abholen der heiligen Öle in der Karwoche 2012

Dieses Jahr feiern wir die Chrisammesse am Montag, 2. April 2012, um 10.45 Uhr in Notre-Dame de la Prévoté in Moutier. Anschliessend erfolgt die Ausgabe der heiligen Öle:

– in der Sakristei der Pfarrkirche: Montag, 2. April 2012: im Anschluss an den Gottesdienst bis 15 Uhr;

– im Bischöflichen Ordinariat (Baselstrasse 58, 4500 Solothurn): Dienstag, 3. April 2012: 10 bis 11.30 Uhr sowie 14 bis 16.30 Uhr.

Für das Abholen und die Überbringung der

Öle in die Dekanate und Pfarreien sind die Dekanatsleitungen besorgt.

Dominik Bussmann, Kanzler

Ausweis für Priester (Zelebret), Ausweis für Diakone, Ausweis für Laientheologinnen und Laientheologen – neu im Kreditkartenformat

Ab sofort sind alle Ausweise im Kreditkartenformat erhältlich. Ein Ausweis kostet 25 Franken. Um einen solchen Ausweis zu erhalten, senden Sie ein digitales Passfoto und die digitale Unterschrift per E-Mail an: kanzlei@bistum-basel.ch. Sollten Sie noch einen alten Ausweis besitzen, muss dieser an die Bischöfliche Kanzlei retourniert werden.

Die neuen Ausweise sind ab Ausstellungsdatum wie früher fünf Jahre gültig. Auskünfte erteilt Ihnen gerne die Kanzlei, Telefon 032 625 58 41.

Ruth Späni, Sekretärin Bischöfliche Kanzlei

BISTUM ST. GALLEN

Neuer Ruralkanoniker

Das Domkapitel des Bistums St. Gallen hat Albert Wicki, Pfarrer in der Seelsorgeeinheit Altstätten, aus der vom Bischof vorgelegten und vom Administrationsrat geprüften Liste zum Landkanoniker im Domkapitel des Bistums St. Gallen gewählt. Nach dem Rücktritt des ehemaligen Gossauer Pfarrers Niklaus Popp ist das Domkapitel nun wieder vollzählig.

Das Domkapitel des Bistums St. Gallen besteht aus fünf residierenden Domherren (Kanonikern), die als Berater und Mitarbeiter des Bischofs am Bischöflichen Ordinariat oder in der Stadt St. Gallen tätig sind, und acht nichtresidierenden Domherren, die als Pfarrer auf dem Land wirken – die Land- oder Ruralkanoniker. Guido Scherrer, Regens, Mitglied der Bistumsleitung, steht dem Domkapitel als Domdekan vor. Wichtigste, aber nicht einzige Aufgabe des Domkapitels ist jeweils die Wahl eines neuen Bischofs.

Chrisammesse mit Weihe der heiligen Öle

Am Dienstag, 3. April, um 18.15 Uhr wird die jährliche Chrisammesse in der Kathedrale St. Gallen gefeiert. Die heiligen Öle (Katechumenenöl, Krankenöl und Chrisam) werden in diesem Gottesdienst durch Bischof Markus Büchel geweiht sowie die Jubilare im kirchlichen Dienst geehrt.

Die Chrisammesse hat einen besonderen Bezug zur Berufung in den kirchlichen Dienst. Priester, Diakone und Laienmitarbeitende sind eingeladen, die Chrisammesse mitzufeiern und ihr Jawort zu ihrer Berufung zu erneuern.

Alle Gläubigen sind herzlich zum Mitfeiern eingeladen und in ihrer Weise ihr Jawort zu ihrer persönlichen Berufung in der Kirche zu erneuern.

Jubilare/Jubilarinnen

Dieser Gottesdienst ist gleichzeitig ein gemeinsamer Dank an die Jubilare, die vor 25, 40, 50, 60, 65 oder 70 Jahren geweiht, als Pastoralassistentin oder Pastoralassistent oder Katechetin in den kirchlichen Dienst getreten sind.

Die diesjährigen Jubilare sind:

25 Jahre

Pater Markus Schulze SAC, Friedberg, Gossau; Beate Kaschel, Pastoralassistentin, Kaltbrunn; Emil Hobi, Pfarrer und Kanonikus, Murg; Linus Brändle, Stellenleiter DAJU (Fachstelle Jugendseelsorge), St. Gallen.

40 Jahre

Pater Theodor Bischof SVD, Rheineck; Myriam Oesch, Katechetin i.R., Altstätten.

50 Jahre

Max Fischer, Spiritual, Gonten; Pater Josef Hegglin SVD, Pfarradministrator, Rheineck; Walter Von Arx, em. Professor, Rapperswil; Klaus Dörig, Pfarrer i.R., St. Gallen; Meinrad Gemperli, Pfarrer i.R., Wil; Stephan Hässig, Pfarrer, Heiligkreuz (Mels); Alfred Keller, Resignat, Hagenwil bei Amriswil; Bruno Kutter, Pfarrer i.R., Bad Ragaz; Albert Raimann, Pfarrer i.R., Au; Johannes Kühnis, Pfarrer, Oberegg.

60 Jahre

Br. Josef Hangartner OFMCap., Kapuzinerkloster Rapperswil; Julius Pfiffner, Mitarbeitender Priester, Vilters; Karl Schönenberger, Pfarrer i.R., Valens.

65 Jahre

Pater Josef Senn MS, Missionshaus Untere Waid, Mörschwil; Othmar Nuber, Pfarrer i.R., Wangs; Josef Streule, Pfarrer i.R., Brülisau.

70 Jahre

Br. Notker Krapf OFMCap, Kapuzinerkloster Wil; Pater Anton Germann SAC, Gossau.

Abholen Chrisamöl

Wie immer ist am Hohen Donnerstag das Chrisamöl zum Abholen bereit. Es wird von 8 bis 10 Uhr in der Domsakristei von den Domsakristanen ausgegeben.

BISTUM SITTEN

Akolythat

Der Bischof von Sitten, Mgr. Norbert Brunner, hat am 26. Februar 2012 anlässlich seines Pastoralbesuches im Priesterseminar von Givisiez das Dienstant des Akolythates an folgende Priesteramtskandidaten übertragen: *Raphael Kronig*, von Visp; *Félicien Roux*, von Grimisuat.

Sitten, 7. März 2012

Richard Lehner, Generalvikar

Autorinnen und Autoren dieser Nummer

Prof. Dr. Franz Annen
Brüöl 14, 6430 Schwyz
franz-annen@bluewin.ch
Peter Baumann Chen
Chlösterlistrasse 8, 6403 Küssnacht
petbau@bluewin.ch
Dr. Hanspeter Ernst
Limmattalstrasse 73, 8049 Zürich
ernsthp@bluewin.ch
Dr. Alois Kurmann OSB
Kloster, 8840 Einsiedeln
al.kurmann@bluewin.ch
Dr. Hans A. Rapp
Dioezesanhaus, Bahnhofstrasse 13
A-6800 Feldkirch
hans.rapp@kath-kirche-vorarlberg.at
Dr. Ursula Rapp
Kirchweg 12, A-6800 Feldkirch
ursula.rapp@aon.at
Dr. Katharina Schmocker Steiner
Rebgasse 13, 4314 Zeiningen
kksteiner@sunrise.ch

Schweizerische Kirchenzeitung

Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge / Amtliches Organ

Mit Kipa-Woche:
Redaktion Kipa, Bederstrasse 76,
Postfach, 8027 Zürich
E-Mail kipa@kipa-apic.ch

Redaktion

Maihofstrasse 76
Postfach, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lzfmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter

Dr. Urban Fink-Wagner EMBA

Herausgeberin

Deutscheschweizerische Ordinarienkonferenz (DOK)

Stellen-Inserate

Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserte@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate

Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente

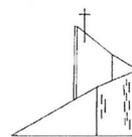
Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 153.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 89.–

*Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.
Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.
Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr.
Das vollständige Impressum erschien in der SKZ-Ausgabe Nr. 9/2012, Seite 154.*

Katholische Kirchgemeinde Klosters



Zur Entlastung unseres Ortspfarrers sucht die kath. Kirchgemeinde Klosters – umfassend das Territorium der politischen Gemeinden Luzein, St. Antönien, Conters, Küblis, Saas und Klosters-Serneus – ab Sommer/Herbst 2012

eine/n Pastoralassistentin/ Pastoralassistenten oder einen Priester in Mitarbeit

(50–70%-Pensum)

zur selbständigen Mitarbeit in allen Bereichen der Seelsorge, vor allem:

- in der Jugend-/Ministrantenarbeit
- in der Firmvorbereitung
- im Schulunterricht
- im Abhalten von (Wort-)Gottesdiensten
- in der allgemeinen Pfarreiseelsorge

Voraussetzungen: abgeschlossene theologische Ausbildung (idealerweise inkl. Pastoralkurs), Praxiserfahrung.

Weitere Auskünfte erteilen gerne: Herr Pfarrer Johannes Zimmermann, Landstrasse 128, 7250 Klosters (Tel. 081 422 11 10; E-Mail kath.klosters@gmail.com); Kirchgemeindepräsident Stefan Hediger, alte Selfrangastrasse 4, 7250 Klosters (E-Mail hediger66@gmail.com). Hinweise zur Kirchgemeinde finden Sie auf www.kath.kirche.klosters-kueblis.ch

Ihre Bewerbung wollen Sie bitte bis zum 11. April 2012 dem Kirchgemeindepräsidenten zukommen lassen. Vielen Dank.

BUCH

Zukunft des Christentums

Theodor Ahrens: *Zur Zukunft des Christentums. Abbrüche und Neuanfänge.* Frankfurt a. M. 2009, 117 S. Das I. Kapitel bietet sehr interessante, in unserem europäischen christlichen Bewusstsein wenig prä-sente Fakten über die Entwicklung der christlichen Religion in Afrika, Südamerika und Südkorea. Die pen-

tekostalen, evangelikal, fundamen-talistischen und charismatischen Gruppen verzeichnen ein erstaunliches Wachstum; liegt die Zukunft des Christentums also im «Süden»? Thematisch sind diese Kirchen inter-ressiert und fokussiert auf Themen wie «Wunder und Zeichen», «Heilung», «Handeln Gottes» in der Welt und im Leben des Einzelnen, während die europäischen und nordamerikan-schen mehr dem konziliaren Prozess für Frieden, Gerechtigkeit und Be-

wahrung der Schöpfung verpflichtet bleiben. Das 2. und 3. Kapitel reflek-tieren aufgrund des Zukunftspapiers der Evangelischen Kirche Deutsch-lands (EKD) von 2006 und dessen Diskussion im Evangelischen Missi-onswerk (EMW) von 2007, ob und wie die westlichen Kirchen Tatsachen und Erkenntnisse der boomenden Kirchen des Südens für ihre eigene Missionsarbeit in ihren Gebieten fruchtbar machen können. Auch bei diesem Dialog der Religionen und

dem Eintreten für die Menschen-rechte muss angestrebt werden, eine stabile Mitgliedschaftsbasis und be-zahlbare Strukturen der Kirchen zu sichern. Sicher aber wird aus diesem Dialog ein neuer christlicher Poly-zentrismus gefördert werden, wobei aber die Wichtigkeit der Jesusfigur zentral bleiben muss. Die Publikation ist für die Schaffung eines neuen Be-wusstseins für Missionsarbeit in den «alten» Kirchen unserer westlichen Welt wertvoll. Alois Kurmann

Wir suchen auf 1. September 2012

eine Seelsorgerin/ einen Seelsorger

**für die Seelsorgeeinheit Sense Mitte/
Pfarrei Alterswil (FR)**

**als pfarreibeauftragte Bezugsperson
(Pfarreileitung) zu 60%**

Die Seelsorgeeinheit (SE) Sense Mitte umfasst die Pfarreien Alterswil, Heitenried, St. Antoni, St. Ursen und Tafers, insgesamt ca. 7000 Katholikinnen/Katholiken.

Zum Seelsorgeteam der Seelsorgeeinheit gehören der Pfarrer/Moderator, drei Laientheologinnen und drei ältere priesterliche Mitarbeiter.

In der Pfarrei Alterswil (ca. 1400 Katholikinnen/Katholiken) übernehmen Sie die Aufgaben der **pfarreibeauftragten Bezugsperson** und sind dem Moderator unterstellt. Ihre Schwerpunkte sind: Leitung der Seelsorge vor Ort, insbesondere Katechese, Jugend- und Familienpastoral. Für den Bereich Liturgie/Sakramente steht Ihnen ein priesterlicher Mitarbeiter zur Seite.

Was Sie bei uns finden:

- ein motiviertes Seelsorgeteam
- engagierte Pfarrvereine und -gruppierungen
- Anstellungsbedingungen nach kantonalen Richtlinien

Was wir erwarten:

- eine abgeschlossene theologische Ausbildung
- Berufserfahrung
- Teamfähigkeit
- Leitungskompetenz
- ökumenische Offenheit

Weitere Informationen:

Auskunft erteilt Ihnen gerne Herr Pfarrer Beat Marchon, Moderator, Telefon 026 495 11 31, oder Herr Dekan Niklaus Kessler, Telefon 026 419 11 30. Bei ihnen können Sie auch das Pastorkonzept der SE Sense Mitte anfordern.

Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen richten Sie bitte bis zum 20. April 2012 an: Pfarrei Alterswil, Sekretariat, Postfach 10, 1715 Alterswil (FR), E-Mail pfarrei.alterswil@sensemail.ch



Die röm.-kath. Kirchgemeinde Giswil, bestehend aus den beiden Pfarreien St. Laurentius, Giswil, und St. Anton, Grossteil, sucht auf den 1. August 2012

Pastoralassistentin/ Pastoralassistenten und/oder Religionspädagogin/ Religionspädagogen (80–100%)

Giswil liegt in einer schönen ländlichen Gegend zwischen Sarnersee und Giswilerstock, in einem familienfreundlichen Ski- und Wandergebiet.

Ihr Aufgabenfeld umfasst:

- Erstkommunionweg zusammen mit Familien
- Religionsunterricht bei den Erstkommunikanten
- Gestaltung von Familiengottesdiensten zusammen mit den Erstkommunikanten
- Religionsunterricht 3. Primarklassen
- Liturgiegestaltung
- glaubensbezogene Erwachsenenbildung
- Ministrantenpräses
- Blauringpräses und Lagerbegleitung

Sie verfügen über:

- eine abgeschlossene theologische oder religionspädagogische Ausbildung
- eine positive Einstellung zum katholischen Glauben, verbunden mit einer weltoffenen Spiritualität
- Aufgeschlossenheit und Kontaktfreudigkeit

Sie finden bei uns:

- ein funktionierendes Seelsorgeteam, das Unterstützung bietet und Freiraum gewährt
- ein vielseitiges Pfarreileben
- Anstellungsbedingungen nach den Richtlinien der röm.-kath. Kirche des Kantons Obwalden

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne Pfarrer Willi Gasser, Kirchplatz 2, 6074 Giswil, Tel. 041 675 11 16. www.pfarrei-giswil.ch www.feuerwind.ch

Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen richten Sie bitte an den Personalverantwortlichen der Kirchgemeinde Giswil, Herrn Kurt Slanzi, Mühlemattli 12, 6074 Giswil.

Osterkerzen und Heimosterkerzen

mit zusammenpassenden Verzierungen in traditioneller und moderner Ausführung. Preisgünstig.

Verlangen Sie unverbindlich Unterlagen.

Einsenden an:

Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055 / 412 23 81, Fax 055 / 412 88 14

Senden Sie mir Abbildungen mit Preisen

Name _____

Adresse _____

PLZ/Ort _____

Telefon _____

LIENERT KERZEN



Pfarrei St. Franziskus
Katholische Kirchgemeinde Kriens



Die Pfarrei St. Franziskus ist die jüngste unserer drei katholischen Pfarreien in Kriens. Die aktive Pfarrei mit ca. 5000 Pfarreiangehörigen beheimatet viele junge Familien.

Wir bieten auf Beginn des Schuljahres 2012/2013 bzw. per 1. August 2012 eine vielseitige Stelle für eine/n

dipl. Religionspädagogen/ Religionspädagogin oder dipl. Katecheten/ Katechetin (71%)

Aufgabenschwerpunkte:

- Religionsunterricht vorwiegend auf der Primarstufe
- Leitung und Koordination KatechetInnenrunde
- Leitung gemeindekatechetischer Weg
- Präses Ministrantengruppe
- Koordination der Kleinkinderfeiern «Chifi»
- Mitarbeit im Pfarreiteam

Wir erwarten:

- abgeschlossene Ausbildung am RPI oder vergleichbare Ausbildung, mit Praxiserfahrung
- Freude am und Überzeugung im Glauben sowie beim Begleiten von Kindern und Eltern
- selbstverantwortliche, strukturierte Arbeitsweise sowie Fähigkeit zum Planen und Organisieren
- Zusammenarbeit im Pastoralraum Kriens

Wenn Sie eine teamfähige und kontaktfreudige Person sind, die mit Freude aktiv am Leben der Pfarrei teilnimmt sowie für eine aufgeschlossene Theologie und Spiritualität wirbt, dann sollten wir uns kennen lernen.

Falls Sie weitere Informationen wünschen, wenden Sie sich an unseren Pfarreileiter, Herrn Dr. Peter Nicola, E-Mail p.nicola@kath-kriens.ch

Besoldung und Anstellung richten sich nach dem Reglement der kath. Kirchgemeinde Kriens.

Wir freuen uns auf Ihre vollständigen Bewerbungsunterlagen. Senden Sie diese an die Personalstelle der kath. Kirchgemeinde Kriens, z.H. Herrn Rolf Baumann, Alpenstrasse 20, 6010 Kriens, E-Mail r.baumann@kath-kriens.ch, www.kath-kriens.ch

Mein eigenes Exemplar
skzabo@izfachverlag.ch



IM – Schweizerisches
katholisches Solidaritätswerk



Helfen Sie über Ihr Leben hinaus

Solidarität mit bedürftigen
Katholiken: Berücksichtigen
Sie die IM im Testament.

Broschüre bestellen:
Tel. 041 710 15 01
info@im-solidaritaet.ch
www.im-solidaritaet.ch